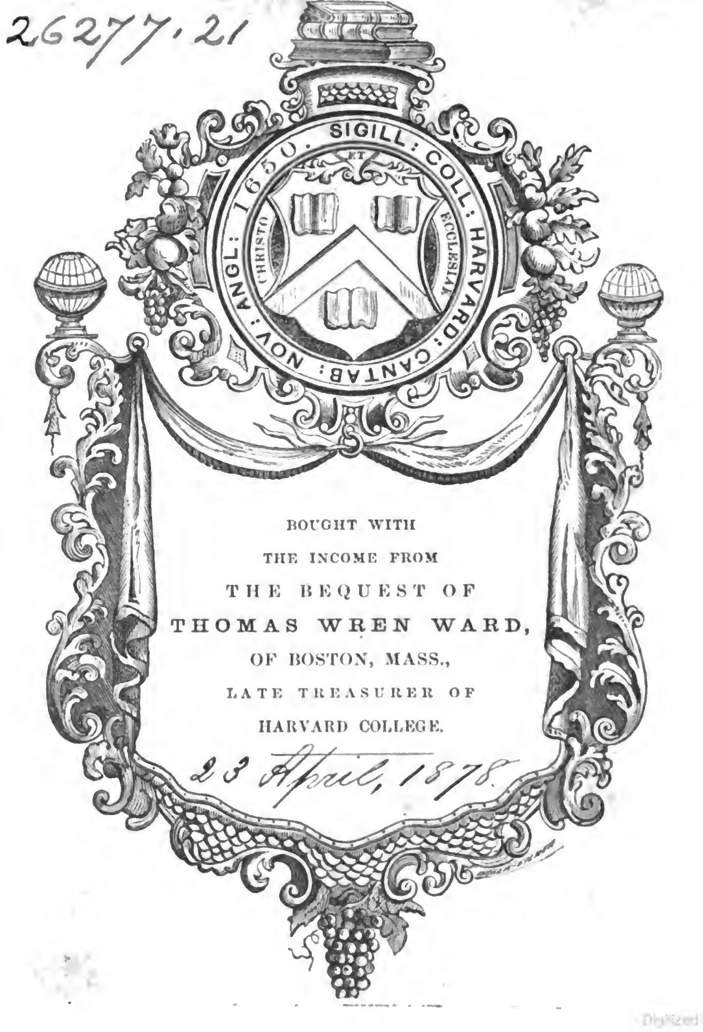
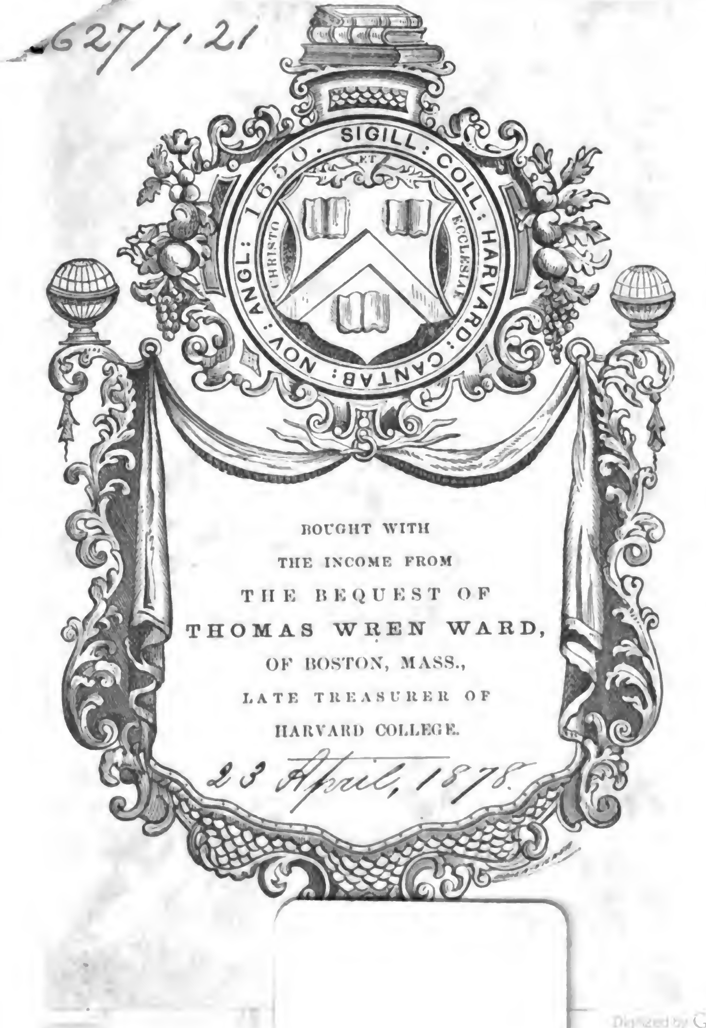

26277
21
Harvard College.
1855.


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
THOMAS WREN WARD,
OF BOSTON, MASS.,
LATE TREASURER OF
HARVARD COLLEGE.
23 April, 1878.



SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
THOMAS WREN WARD,
OF BOSTON, MASS.,
LATE TREASURER OF
HARVARD COLLEGE.
23 April, 1878.

Westphälische
Volkssagen und Erzählungen.

Für

Jung und Alt.

Von

(Albert Peter)

Johann Krüger.

Zweite Auflage.

Wiesbaden.
Wilhelm Friedrich's Verlag.
1855.

Vorwort.

Die freundliche Aufnahme, welche dies Büchlein bei seinem ersten Erscheinen in allen Gauen Westfalens gefunden, sowie der rasche Absatz desselben veranlaßten mich, eine zweite Auflage zu veranstalten.

Dieselbe ist noch einmal genau durchgesehen, von Druckfehlern gereinigt und um ein Bedeutendes schöner, als die erste Auflage, ausgestattet. —

Ich glaube dies Büchlein allen Lesern, die an einer einfachen, aber dennoch belehrenden und unterhaltenden Lektüre Geschmack finden, empfehlen zu dürfen. Möge es manchem Familienkreise in langen Winterabenden die Zeit auf eine angenehme und nützliche Weise verkürzen.

Der Verfasser

J. Krüger.

Die Gründung des Klosters Wedding-hausen.

In dem anmuthigen Ruhrthale, das Gott so reich gesegnet hat mit üppigem Wiesenwachs, wie den Fluß mit Fischen mancher Art, lebte vor ungefähr siebenhundert Jahren ein alter Bauer Namens Wedde, wegen seines rechtschaffenen, gottesfürchtigen Wandels von seinen Nachbaren der fromme Wedde geheißen. Dieser Mann, ein Greis von siebzig Jahren, war nur arm an Gut und Geld; denn er besaß weiter Nichts, als eine kleine, baufällige Hütte am Saume des Waldes und ernährte sich durch Fischen und Holzhauen; aber in seiner schlechten Wohnung barg er einen Schatz, der mehr werth war, denn Gold und Silber. Es war aber dies nun nicht etwa ein „Tischlein decke dich", sondern ein „Ich esse und trinke gern", nämlich ein holdes Mägdlein von achtzehn Jahren, des Greises Enkelin. Ein lieblicheres Kind war

auf zehn Meilen in der Runde nicht zu finden. Wer sie sah, meinte, sie wäre eine Rose ohne Dornen, ein Engel ohne Flügel. Doch sie war nicht allein anmuthig, sondern auch fromm und sittig, und ließ keinen Festtag vorübergehen, ohne daß sie nach der eine halbe Stunde von ihrer Hütte liegenden Burg Arnsberg wandelte, um in der dortigen Kapelle die Messe zu hören und Gott für Leben und Gesundheit zu danken. Sie war des Großvaters Eins und Alles, sein Stolz und seine Freude, seine Stütze und sein Stab. Darum betete er auch täglich zu Gott: „O Herr, laß mich nicht eher in die Grube fahren, bis sich ein wackerer Mann für sie gefunden hat, sie zu schützen und zu halten in allen Lebensnöthen."

Wenn die holdselige Edeltrud, so war ihr Name, in ihrem kurzen Wollröckchen und knappen Mieder, festtäglich gekleidet, zum Kirchgange dahinschritt, die Augen demüthig auf den grünen Rasen geheftet, wie es einer sittigen Magd wohl ansteht, so ruhten Aller Augen mit Wohlgefallen auf dem blühenden Kinde. Die Jünglinge seufzten: „O wie glücklich muß der sein, der sie als Hausfrau heimführt!" Die Alten betrachteten sie schmunzelnd und meinten: „Schade, daß unser Kopf schon grau und das Gebein mürbe ist, sonst möchten wir wohl auch noch um das Mägdlein werben!" Selbst die Frauen und Mädchen, die schon damals — wie auch noch jetzt —

selten ein gutes Haar an Ihresgleichen ließen, zogen Edeltrud doch nicht durch die Hechel und sagten: „Ja, ja, die Dirne wäre vollkommen, wenn sie nicht einen kleinen Leberfleck über der rechten Augenbraue hätte."

Nun aber herrschte zu jener Zeit in der Burg Arnsberg, die mächtig und gebietend von einem hohen Berge ins Ruhrthal hinabschaute, ein Graf, Namens Heinrich, ein tapferer, in allen ritterlichen Künsten wohlerfahrener Herr; aber sonst ein harter, jähzorniger Mann, der vor Allem die Weiber liebte und den Wein. Anders aber war sein Bruder, Heinrich der Jüngere. Dieser zeigte sich als das Muster eines ritterlichen Jünglings, tapfer und großmüthig, leutselig und brav, und dabei immer lustigen Sinnes. Nur einen Fehler hatte er mit seinem Bruder gemein, den Fehler — daß er in jedes schöne Mägdlein, das ihm vorkam, bis über beide Ohren verliebt war.

Beide Brüder erblickten an einem hohen Festtage in ihrer Burgkapelle, welche damals der umliegenden Gegend zur Gottesfeier diente, die anmuthige Edeltrud und dachten: „Das wäre ein Mägdlein, zur Kurzweil so recht wie geschaffen!" Von einem Ehebündniß konnte natürlich, weil sie nur eine Bauerndirne war, keine Rede sein. Der jüngere Bruder — wir wollen ihn schlechtweg Junker Heinrich nennen — verließ die Kapelle, noch ehe der Priester den Segen gesprochen, und harrte an der Pforte

auf das Herauskommen Derjenigen, die er als gute Beute ansah. Es währte nicht lange. Die Menge der Kirchengänger strömte heraus; unter ihnen auch Edeltrud, die, wie immer, mit gesenkten Blicken behende den Berg hinunterging, der Gegend zu, wo ihre Hütte lag. Junker Heinrich folgte ihr mit raschen Schritten, und als sie schon nahe dem Thale war, da trat er plötzlich ihr in den Weg und sprach scherzend: „Ei woher des Weges, schöne Maid?" — „Komme aus dem Gotteshause, Herr, und will nach Hause," antwortete sie, ohne das Auge zu erheben. — „Darf ich Dich geleiten, Du zarte Blüthe des Thales?" sagte er zärtlich. „Der Weg ist gar so rauh und holprig, Du könntest leicht fallen." — „Nicht doch," versetzte sie lächelnd, „mache den Weg oft, Herr, ist mir noch nie dergleichen begegnet." — Sie wollte fürbaß schreiten; aber der Edeljunker nahm sie bei der Hand und scherzte weiter: „Nun, wenn Du mich auch nicht zum Begleiter haben willst, holdseliger Engel, so wirst Du mir doch wenigstens gestatten, Deinen rosenrothen Mund zu küssen." Er umschlang sie dreist. Sie aber stieß ihn heftig von sich und sprach zornig: „Schämt Euch, Herr, einer ehrbaren Dirne Gewalt anzuthun! und noch dazu an einem Festtage. Fürchtet Ihr die Strafe der Heiligen nicht?" — „Ei, Närrchen, die Heiligen haben, ehe sie heilig wurden, auch die holden Mägdlein gern gehabt," erwiederte Heinrich, und wollte ihr mit Gewalt

einen Kuß rauben. Doch sie wehrte und sträubte sich und schrie um Hülfe. Da kamen noch mehrere Kirchengänger den Berg herab. Das sah der Junker und ließ ab von seinem Vorhaben und sprach: „So gehe denn für diesmal hin, sprödes Närrchen. Ich hoffe, Dich bald wiederzusehen!“

Edeltrud ging entrüstet ihres Weges, indeß der Junker sich bei den Vorübergehenden nach ihrem Namen und ihrer Wohnung erkundigte. Als er erfahren, was er zu wissen verlangte, kehrte er, über alle Maßen verliebt in sie, nach der Burg zurück. Die Wanderer — es waren Nachbaren des alten Webbe — holten sie bald wieder ein. „Wer war denn der freche Jüngling, der so eben mit Euch sprach?“ fragte Edeltrud dieselben. — „Ei, wahre Deine Zunge, Dirne,“ gaben sie zur Antwort. „Wie magst Du den Bruder des regierenden Grafen von Arnsberg nur schmähen?“ — „Und wenn es der Herr selbst gewesen wäre,“ sagte sie freimüthig, „ein solches Betragen geziemt nicht einmal einem Bauer, viel weniger einem Edeljunker.“ — „Das sind gerade die Schlimmsten,“ meinte ein Alter, „sie glauben, den hohen Herren sei Alles erlaubt.“

Als Edeltrud wieder vor ihrem Großvater stand, erzählte sie ihm, was ihr begegnet wäre. Der Alte erschrak. Er hatte Viel von den beiden Grafen gehört, aber wenig Gutes. „Arme Edeltrud,“ sprach er voll Betrübniß, „mir

ahnt, diese Begegnung wird Dir kein Glück bringen. Der Edeljunker wird Deiner frommen Unschuld Fallstricke legen. Wir müssen wohl auf unserer Hut sein." — Beide setzten sich zu Tische und verzehrten ihr ärmliches Mittagsmahl, aber nicht mit Heiterkeit, wie sonst. Der Großvater seufzte und Edeltrud ließ den Kopf hängen, wie eine kranke Taube. Die Worte des Alten hatten ihr die Besorgniß eingeflößt, es werde ihrem Herzensfrieden bald Gefahr drohen.

Indessen dachten die gräflichen Brüder auf Arnsberg unaufhörlich an die schöne Enkelin des ehrlichen Fischers. Jeder beschloß, sie für sich zu gewinnen, ohne daß Einer von des Andern Absicht Etwas wußte. Der regierende Herr hatte durch seinen Leibdiener Konrad Kunde über die Dirne einziehen lassen und gab diesem den Befehl, sie auf irgend eine Weise seinen Wünschen geneigt zu machen. Konrad war ein schlauer Hecht und dabei bösen Herzens. Er hatte seinem Herrn, der zur Zeit noch Junggeselle war, schon in manchem Liebeshandel gedient. Er versprach, sein Möglichstes zu thun. „Erst gebrauchen wir List," sagte er zu seinem Herrn, „und wenn die nicht hilft, so wenden wir Gewalt an. Die Weiber sind eitel — ich kenne sie durch und durch — sie putzen sich gern; sie lieben die goldenen Kettlein und Ringelein. Darum will ich sogleich ein solches Kleinod anfertigen lassen. An diesen Köder beißt das Goldfischlein, die schöne Edeltrud, gewiß."

Junker Heinrich hingegen dachte für's Erste nicht an solche Mittel. Er meinte: „Ein so hübscher Fant, als ich, wird doch wohl eine arme Fischerdirne gewinnen können. Bis jetzt hat mir noch Keine widerstanden, und Diese wird doch keine Ausnahme machen." Er nahm sich vor, schon am folgenden Tage sie aufzusuchen und in seinen Liebesbewerbungen fortzufahren.

Am andern Morgen in aller Frühe, als das Sonnenlicht die Zinnen der Burg vergoldete, sprang er rasch von seinem Lager auf, zog ein unscheinbares Jagdkleid an, stülpte das Sammetbaret auf die pechschwarzen, lang herabrollenden Locken und griff nach seiner Armbrust. So schritt er hinunter in's Thal, über die hölzerne Ruhrbrücke weg und hinein in den schattigen Eichen- und Buchenwald, und begann zu jagen. Aber der feiste Hirsch und das behende Reh waren heute vor ihm sicher; denn die holde Edeltrud, von der er die ganze Nacht geträumt, quirlte ihm vor den Augen herum und ließ ihn sein Ziel verfehlen. Nach einigen Stunden des Jagdvergnügens suchte er die Hütte des alten Wedde auf. Er trat ohne Zögern hinein und sah Edeltrud vor sich, die am Rocken saß und spann. Sie war allein, und der Großvater, seinem Tagewerke nach, in den Wald gegangen. Das Mägdlein ward, wie Schnee, so blaß, und sprang erschrocken von der Bank auf, als sie den Junker erblickte. Er aber blieb auf der Schwelle stehen und sprach sanft:

„Fürchte Dich nicht, mein Kind, ich komme nicht, Dir Uebles zu thun, wie gestern, was ich übrigens schon tief bereuet habe. Der Zufall führt mich hierher. Ich habe schon den ganzen Morgen gejagt, und bin müde und durstig. Erlaube mir, mich hier ein wenig auszuruhen und hole mir einen frischen Trunk klaren Wassers aus der Quelle, auf daß ich meine brennenden Lippen netze. Ist das geschehen, dann gehe ich sogleich wieder in den grünen Wald und stelle dem edlen Wilde nach.“ Edeltrud that, wie er ihr geheißen, und brachte das Verlangte in einer sauberen, irdenen Schale. Sie reichte es ihm, sprach aber kein Wort dabei, sondern verneigte sich nur zitternd. Der Junker schlürfte den erfrischenden Trank, dankte freundlich und bat Edeltrud, sie möchte sich nur ruhig wieder an ihre Arbeit begeben. Sie that es auch, indem sie dachte: Wäre er doch erst wieder fort, oder der Großvater schon im Hause. — Der Junker aber hielt sein Wort nicht, den Hirschen und Rehen ferner nachzustellen, sondern blieb noch über eine Stunde da und stellte einem besseren Wilde, dem holden Mägdlein, nach, aber nicht mit Ungestüm; denn ihre Sittsamkeit hielt ihn in Schranken, sondern mit zierlichen, verlockenden Redensarten, die wie Honig schmeckten. Doch Edeltrud war zum Glück „klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben“. Sie verschloß dem süßen Gifte ihr jungfräuliches Ohr, und nachdem Heinrich sie verlassen hatte,

warf sie sich vor dem Muttergottesbilde, das in der Hütte hing, auf die Kniee und flehete die heilige Gnadenmutter an, sie möchte sie auch ferner vor der Versuchung des Junkers bewahren. Edeltrud hatte wohl Ursache, so zu flehen; sie fühlte tief im Grunde ihrer Seele, daß Heinrich ihrem Herzen gefährlich werden könne, denn er war ein überaus schöner Jüngling.

Am anderen Tage kam er wieder, und den dritten blieb er auch nicht aus. Aber stets war er die Bescheidenheit und Sanftmuth selbst und gehabte sich gegen den alten Fischer und Edeltrud so leutselig, daß der Greis ganz und gar für ihn eingenommen ward und dachte: Schade, daß Herr Heinrich ein Junker ist. Wäre er ein Fischer oder ein Bauer, wie ich, ich wünschte mir keinen besseren Mann für meine Enkeltochter."

Acht Tage waren verflossen, seitdem die beiden Grafen Edeltrud zum ersten Male bemerkt hatten. Während dieser Zeit war das fromme Kind wieder zweimal in der Kapelle gewesen. Da hatte Graf Heinrich sie wiedergesehen und war noch heftiger von ihrer Schönheit entzündet worden. Er befahl daher seinem Leibdiener Konrad: „Schaffe mir das Mägdlein auf die Burg und mir zu Willen." — Konrad lächelte listig, wie eine Schlange, und erwiederte: „Noch heute wird das güldene Kettlein fertig. Dann sollt ihr Wunder sehen." Den folgenden Tag brachte es der Goldschmied. Es war kunstreich gear-

beitet und funkelte und blitzte gar herrlich, so daß der arglistige Konrad meinte: „So einem güldenen Kettlein widersteht kein armes Mägdlein.“ Das glaubte er aber nur, weil er verdorbenen Herzens und für schnödes Gold zu Allem feil war, denn es gab schon damals — wie noch jetzt — in dem guten Westphalen der wackeren und tugendsamen Mädchen die Hülle und Fülle. Und darum, als der Versucher in Wedde's Hütte kam und sprach: „Komm herauf in die Burg zu meinem gestrengen Ritter, holdes Mägdlein! der schickt Dir dieses Kleinod, und Du sollst noch mehr dergleichen haben, und sollst in einem prächtigen Zimmer wohnen und schöne Kleider anziehen von Sammet, Gold und Seide, und sollst die köstlichsten Leckerbissen essen. Und für das Alles brauchst Du weiter Nichts zu thun, als dem gestrengen Grafen ein Wenig um den Bart zu gehen und ihm zu schmeicheln und ihn lieb zu haben,“ da wiesen Beide die Kette mit Abscheu zurück und erwiederten: „Und so Ihr uns alle Schätze der Welt bötet, so würden wir doch nicht sündigen gegen Gottes Gebot und in solch' Begehren willigen.“ — Doch Konrad war nicht der Mann, der ihnen glaubte. Er dachte: „Aha, das güldene Kettlein ist ihnen noch nicht genug, wir müssen noch andere Zierrath herbeischaffen.“ Und da ließ er noch zwei güldene Armspangen fertigen und bot sie Edeltrud dar und versicherte dem alten Wedde, er würde, wenn er in des Grafen Begehren willige, eine

Versorgung im Schlosse zu Arnsberg bekommen für sein Alter. Da der Bube nun immer frecher und gottloser sprach, so gerieth der alte Fischer einmal in grimmen Zorn, griff nach seiner Axt und sagte drohend: „Ehe Edeltrud dem Verführer zu Theil wird, zerschlage ich ihr den Schädel. Du aber komme mir nicht wieder vor die Augen.“

Konrad ging wuthschäumend hinweg, indem er murmelte: „Warte nur, kommst Du nicht gutwillig, Täubchen, so brauchen wir das Recht des Stärkeren. Und den alten Narren sperren wir in's Burgverließ zu Kröte und Molch.“ Unfern der Hütte begegnete ihm zufällig Junker Heinrich. „Ei, woher des Weges?“ fragte ihn dieser. — „Habe im Auftrage meines Herrn ein Gericht leckerer Forellen bestellt,“ antwortete Konrad klug und schritt weiter. Kaum aber war er fünfzig Schritte von dem Junker entfernt, so kehrte er um und spähte ihm nach und sah, wie dieser in die Hütte des Fischers trat. „Holla!“ dachte er, „so steht die Sache. Die Dirne hat ein Liebesbündniß mit dem Junker und nur deshalb verschmäht sie meine Geschenke. Jetzt heißt es, Gewalt angewendet, sonst ist sie für meinen Ritter verloren.“ Ueber verschiedene Pläne arglistig nachsinnend, schlich er nach Hause.

Als Heinrich in die Hütte kam, fand er den Greis und Edeltrud tief bekümmert. Und als er sie fragte,

was sei, da fielen sie ihm zu Füßen und klagten ihm schluchzend ihre große Bedrängniß. Und der fromme Wedde sagte: „Nun, liebe Edeltrud, bleibt uns Nichts mehr übrig, als unser Leben in die Fluth der Ruhr zu begraben, wollen wir nicht der Schande anheimfallen." Und die Jungfrau schlang die schneeweißen Arme um des Großvaters Hals und rief: „Besser sterben, denn an Leib und Seele verderben!"

Diese standhafte Tugend rührte den Junker fast zu Thränen, und sein guter Engel flüsterte ihm zu: Entsage Deiner Liebe; handle hier als Mann und Ritter, und hilf den Armen in ihrer Noth. Da sprach er mit weicher Stimme: „Seid getrost! Gott und die Heiligen haben mir das Herz gewendet, denn auch ich hatte unredliche Absichten auf die Jungfrau hier. Doch nun gedenke ich Alles wieder gut zu machen. Ihr müßt noch heute von hier fort; morgen wäre es zu spät. Ich kenne meinen Bruder. Er wird Edeltrud mit Gewalt zu sich auf's Schloß bringen lassen. Ich besitze einen Freund in der Nähe von Dortmund, zu dem sollt Ihr; er wird Euch in seiner Burg Schutz verleihen; dort seid Ihr vor meinem Bruder sicher. Damit Ihr es aber auch vor mir seid, so dächte ich, es wäre wohlgethan, Ihr verheirathetet Edeltrud so schnell als möglich. Sagt, wißt Ihr keinen Jüngling, der ihrer werth ist?"

Nun aber lebte unfern der Hütte des alten Wedde

ein armer, junger Fischer, ein Jugendgespiele Edeltruds, der hatte sie schon längst in sein Herz geschlossen, aber weil er gar so arm war, so wagte er es nicht, um sie zu freien. Edeltrud aber wußte, wie sehr er ihr geneigt sei; denn er hatte ihr einmal seine Liebe gestanden. Und da auch sie den guten Jüngling schätzte, so nannte sie verschämt seinen Namen. Dräuf holte ihn der Alte herbei. Es war ein armer, aber wohlgebildeter Knabe, der verlegen dastand; denn er wußte nicht, was er sollte. Und der Alte fragte ihn: „Ist es wahr, Friedrich, daß Du meine Enkelin liebst?" Da antwortete er: „Wohl liebe ich sie, die holdseliger ist als die Engel und reiner, denn das klare Wasser der Ruhr. Aber ich bin blutarm und —" „Ich statte Euch aus," sagte der Junker. „In wenigen Tagen müßt Ihr Mann und Frau sein. Hier der alte Wedde wird Euch Alles erklären. Lebt wohl, macht Euch reisefertig. Wenn die Sterne blinken, müßt Ihr fort. Bei anbrechender Dämmerung sehet Ihr mich wieder." Er eilte betrübten Herzens nach Arnsberg; denn er fühlte jetzt, daß er die schöne Jungfrau in Wahrheit liebe.

Die Zurückbleibenden geriethen nun in große Freude, daß Gott Alles so wohl gemacht, und Edeltrud gelobte ihrem Schutzpatron aus Dankbarkeit drei große Wachskerzen. Es wurde nun Anstalt zur Abreise getroffen und der Abend abgewartet. Junker Heinrich lieh indessen von

seinem reichen Bruder zehn Goldgülden — für die damalige Zeit eine große Summe — schrieb ein Brieflein an seinen Freund bei Dortmund und kehrte, als die funkelnden Sternlein heraufzogen, in Wedde's Hütte zurück. Er gab dem Alten das Geld und das Schreiben und sagte zu dem Brautpaar: „Gott mache Euch glücklich und segne Euern Ehestand mit holden Kindern. Vergesset meiner in der Ferne nicht. Vielleicht werde ich Euch einmal nach Jahren wiedersehen." — Diese Rede des edlen Jünglings bewegte Alle tief. Aber die Zeit drängte. Sie mußten Abschied nehmen von dem lieben Thale und den Hütten, worin sie geboren und glücklich gewesen waren. Da flossen auf's Neue die Thränen der Jungfrau und des Greises, denn Beide hingen, wie alle guten Menschen, mit großer Liebe an ihre Heimath. Das half aber Alles nichts. Es mußte geschieden sein. Junker Heinrich drückte dem jungen Fischer leutselig die Hand, umarmte den Greis, küßte Edeltrud auf die Stirne und sprach: „Des Himmels Segen über Dich, mein Mägdlein! Du hast mir die gute Lehre gegeben, daß Tugend und frommer Wandel eben so gut in der Hütte des Armen, als in der Burg des Ritters zu finden sind." Er entfernte sich rasch, um seinen Schmerz zu verbergen. Die Segenswünsche der Geretteten tönten ihm nach. — Den andern Tag langten sie an ihrem Ziele an und gaben ihr Schreiben bei Heinrichs Freunde ab. Der gelobte

ihnen Schutz, wies ihnen in der Nähe seiner Burg eine Stelle zum Bau einer Hütte an und ließ das junge Paar zwei Tage nach seiner Ankunft durch seinen Burgkaplan zusammengeben. Sie lebten von da an ungefährdet und glücklich. Aber kein Tag verging, wo nicht Edeltrud und der alte Fischer des edlen Junkers Namen in ihr Gebet einflochten. — Doch sehen wir weiter, was indessen im Ruhrthale sich begab.

Einen Tag nach der Abreise der Geretteten, als dicke Finsterniß das Thal erfüllte, schlich Konrad, wie ein böser Wolf um den Schafstall, um die verlassene Hütte des Fischers. Vier vermummte Knechte lauerten mit Knebeln und Stricken im nahen Gebüsche. Man wollte die Jungfrau und ihren Großvater heimlich auf's Schloß schleppen. Der Graf hatte es befohlen. Es war um Mitternacht. Konrad pochte sacht an die Thür und rief mit verstellter Stimme: „Ein armer Wanderer, der sich von der Straße verirrt, bittet um Obdach.“ Es antwortete aber Niemand. „Ei, Die müssen fest schlafen,“ brummte er und klopfte stärker. Alles blieb stumm, wie zuvor. Da wurde ihm die Sache verdächtig. Er trat ohne Umstände die morsche Thür ein und ging hinein. Eine Todesstille herrschte im Hause. Bald überzeugte er sich, daß die Vögel ausgeflogen waren. Da fluchte und tobte er, wie ein Unsinniger, und hatte nicht übel Lust, sich selbst den Kopf herunterzureißen. Das Alles half

aber Nichts. Er mußte mit langer Nase abziehen und hatte noch obendrein den Zorn seines Ritters zu erwarten.

Es wurde ihm gleich klar, daß Junker Heinrich hier Hand im Spiele habe und die Dirne für sich in Sicherheit gebracht hätte; aber er war klug genug, es seinem Herrn nicht zu sagen. „Wenn du den Junker verräthst," dachte er, „so könnte er dir leicht Eins versetzen, daß du genug daran hättest dein Lebenlang." — Am andern Morgen frug er bei allen Nachbarn des alten Wedde herum; aber Niemand wußte, wo der mit der schönen Edeltrud hingekommen war. Mit Zittern und Zagen brachte er seinem Herrn die Nachricht ihrer Flucht. Der wurde darüber gewaltig zornig und schwur, wenn er der Flüchtigen wieder habhaft würde, so sollte die Dirne gestäupt und der Alte von seiner Meute zerrissen werden. Seinen Leibdiener ließ er zur Strafe, weil er die gute Beute sich hatte entgehen lassen, in den Thurm setzen auf acht Tage bei Wasser und Brod. Da saß der Bösewicht im Finstern allein und gelobte in seinem Herzen, wenn sich einmal die Gelegenheit fände, an dem Junker, der doch an Allem schuld sei, die schrecklichste Rache zu nehmen.

Bald darauf zogen beide Brüder mit einer großen Schaar Dienstmannen von Arnsberg hinweg und folgten dem Heerbanne des großen Ländereroberers, des Herzogs von Sachsen und Baiern, Heinrich des Löwen, der im Norden mit den Dänen und Dithmarsen kriegte. Da thaten sich beide

Grafen durch ihre Tapferkeit ganz besonders hervor; aber der Jüngere noch mehr, denn der Aeltere: so daß der Herzog Heinrich der Löwe ihn seiner persönlichen Freundschaft würdigte und ihm ein bedeutendes Lehen, im Lande Mecklenburg gelegen, zum Lohn seiner Tapferkeit versprach. Auf dasselbe Lehen aber hatte auch der ältere Graf sein Absehen gerichtet, und weil ihm nun das entgehen sollte, so ergrimmte er gegen den leiblichen Bruder und fing an, ihn im Herzen tödtlich zu hassen. Konrad, der dem jüngeren Grafen gleichfalls gram war, lauerte stets um ihn herum, schnappte jedes Wort auf, jeden unschuldigen Scherz, den der Junker sich zuweilen über seinen Bruder erlaubte und trug ihn seinem Herrn verdreht und entstellt zu und schürte so die Glut des Hasses mit satanischer Freude.

Als der Krieg beendet war, zogen beide Brüder wieder nach der Heimath. Zu der Zeit war der Groll des älteren auf's Höchste gestiegen, aber er verbarg ihn geschickt und that vor den Augen der Menschen ganz freundlich mit dem Bruder, der arglos, keine Gefahr ahnend, wieder sein Gemach in der Burg Arnsberg bezog. Nun wäre es ihm wohl auch vielleicht nicht eingefallen, Hand an den Junker zu legen, hätte dieser nicht den Knappen Konrad einst mit Fußtritten mißhandelt. Es war dem Junker nämlich gesteckt worden, Konrad habe ihn bei seinem Bruder schmählich verläumdet. Konrad

lief sogleich in voller Wuth zu seinem Herrn und klagte ihm die Schmach, so er erlitten, und rief: „Das hat er mir blos gethan, weil ich Euch so treu und ergeben bin.“ Darauf erzählte er noch, wie es sein Bruder wäre, der ihm einst die schöne Edeltrud entrissen habe. Da ras'te Graf Heinrich in entsetzlichem Zorne auf und beschloß des Bruders Verderben. Er sandte Konrad mit vier Knechten in des Junkers Gemach, ließ ihn greifen, fesseln und in einen finstern Thurm werfen und verdammte ihn darin zum Hungertode. Konrad ward zum Kerkermeister bestellt. — Da lag nun der edle, ritterliche Jüngling tief unter der Erde, bei Molch und Kröte auf dem nassen Steine, drei lange Tage und Nächte ohne Speise und Trank, mit schweren Ketten beladen, die ihm die Hand- und Fußgelenke wund drückten. Und fast in jeder Stunde kam der böse Konrad an das Gitter des Thurmes und höhnte hinunter in die schauerliche Tiefe: „Wie gefällt's Euch, mein edler Junker, da unten auf dem harten Stein? Was! da ruht es sich nicht so warm und weich, als in den Armen der schönen Edeltrud, die Ihr einst Euerm Herrn und Bruder wegfischtet?“ Aber Heinrichs Heldenherz stählte sich zum Trotz gegen seine Mörder und so stieß er nie einen Laut der Klage aus, noch bat er um sein Leben. Nur am dritten Tage, als Konrad wieder am Gitter stand, stöhnte er: „Ich sterbe, schickt mir einen Priester!“ Aber das Ungeheuer von Kerkermeister hörte

nicht auf seine Bitte, und so endete der edle Jüngling gar jämmerlich sein ritterliches Leben. Als Konrad am vierten Tage in aller Frühe wiederkam und hinunterhöhnte, war der Junker schon zwölf Stunden von seinen Todesqualen befreit und seine Heldenseele empfing bereits den Lohn ihrer Tugenden im Schooße des ewigen Vaters. Seine Mörder aber sollten bald die gerechte Strafe für ihre Unthat empfangen.

Ein Diener des Gemordeten war heimlich aus der Burg entflohen und hatte dem Herzoge Heinrich dem Löwen das Ende seines Herrn mitgetheilt. Auf dessen Antrieb vereinigten sich denn die Bischöfe von Köln und Münster, von Minden und Paderborn, und zogen mit einem mächtigen Heere unter Heinrichs Anführung auf Arnsberg heran, den Brudermörder zu züchtigen. Sie belagerten und zerstörten die Burg. Der Graf aber und Konrad entflohen bei nächtlicher Weile. Lange irrte Heinrich als ein elender Flüchtling herum, von Gott und Menschen verlassen, und nur erst dann, als er alle seine Güter der kölnischen Kirche antrug, hob der Kaiser die Acht über ihn auf Bitten des Erzbischofs von Köln wieder auf und er gelangte wieder zum Besitz seiner Herrschaft. Konrad, der sein Begleiter geblieben, zog mit ihm auf's Neue in Arnsberg ein.

Nun vergingen viele Jahre. Der Graf erbaute das zerstörte Arnsberg wieder, verheirathete sich und zeugte

zwei Söhne. Doch wurde er seines Lebens nimmermehr froh; denn ihn plagte das böse Gewissen und die Reue, und wem solche Schlangen am Herzen nagen, für den ist jeder Freudenstern am Lebenshimmel untergegangen, denn nur wer reines Herzens ist, kann den Blick freudig zum Himmelblau erheben.

Wohl an sechszehn Jahre nach der Unthat begegnete dem Grafen Etwas, wodurch ihm sein Verbrechen erst recht klar wurde. Er pflegte in späterer Zeit, da ihn seine innere Unruhe nicht lange auf einem Fleck litt, in allen Gauen Westfalens umherzustreifen. So kam er einst durch Gottes Schickung in die Gegend von Dortmund. Dort ritt er durch einen Wald und verirrte sich. Lange konnte er keinen Ausweg finden. Endlich öffnete sich das Gehölz und zeigte ihm einen schönen grünen Wiesfleck, worauf eine saubere Hütte stand. Hier beschloß er, eine Labung zu suchen und sich zurechtweisen zu lassen. Er stieg vom Pferde, trat in die Hütte und brachte sein Anliegen vor. Ein junges Weib, die Mutter vieler Kinder, die lustig in und vor der Hütte herumspielten, holte ihm einen Imbiß und bot ihn dem Grafen mit vielem natürlichen Anstande dar. Dieser erstaunte ob der seltenen Schönheit der Bäuerin, blickte sie eine Zeitlang forschend an, und auf einmal ward es ihm zur Gewißheit, diese Frau sei die ihm einst durch seinen Bruder entrissene Edeltrud. Er nannte diesen Namen; sie aber

erkannte ihn nicht, seines langen Barts und veränderten Aussehens wegen. „Ihr kennt mich, Herr?“ fragte sie verwundert. — „Versteht sich,“ antwortete er, „habe Euch schon als Jungfrau gekannt. Ihr seid die Tochter eines alten Fischers, der sonst im Ruhrthale, eine halbe Stunde von Arnsberg wohnte.“ In diesem Augenblicke kam ihr Mann, ein rüstiger Landmann, aus dem Walde. „Friedrich,“ sagte sie fröhlich zu ihm, „dieser alte Herr kennt mich und unsere Heimath. Er mag uns von unserm lieben Ruhrthal erzählen. Ach, wenn ich doch nur noch einmal die Hütte sehen könnte, worin ich geboren wurde. Ist doch mein guter Großvater vor Gram gestorben, weil er aus der schönen Heimath fortmußte; am Ende wird mir's noch ebenso gehen.“ — „Aber warum mußtet Ihr denn fort?“ forschte der Graf. — „Ach,“ erwiederte die Frau, „das war eine böse Geschichte. Der regierende Graf verfolgte mich mit allerlei unwürdigen Anträgen. Ich wäre verloren gewesen, hätte nicht ein Engel uns gerettet.“ — „Ein Engel?“ fragte der Graf. — „Ja, sein edler Bruder Heinrich.“ versetzte sie, „der gab uns Geld, verhalf uns zur Flucht und verheirathete mich mit meinem braven Manne hier. Ach, wir haben den edlen Jüngling seitdem niemals wiedergesehen.“ — „Und ist Alles wahr, wie Ihr da sagt?“ sprach der Graf mit bebenden Lippen. „Standet Ihr mit dem Junker in keinem unerlaubten Verhältnisse?“ — „So wahr mir

Gott in meiner Todesstunde helfe, nein!" sagte die Bäuerin und hob die Hand zum Schwure. Da wurde das blasse Antlitz des Grafen erdfahl. Es schüttelte ihn, wie Fieber. Edeltrud bemerkte es. „Was habt Ihr, Herr? ist Euch nicht wohl?" fragte sie mitleidig. Er aber antwortete nicht, sondern verhüllte sein Angesicht, wankte zur Thür hinaus, bestieg mit großer Mühe sein Roß und ritt ohne Aufenthalt nach Arnsberg zurück. Kaum dort angekommen, ließ er den alten Bösewicht Konrad in den Thurm werfen, worin einst sein edler Bruder verschmachtet war. Hier erlitt Konrad dasselbe Schicksal. So ward ihm vergolten nach seinen Werken. — Des andern Tages reiste des Graf nach Köln, warf sich zu den Füßen des hochwürdigen Erzbischofs und beichtete ihm, was er von Edeltrud erfahren, und wie er nun keine Ruhe mehr auf Erden finden könne und auch fürchten müsse, einst ewiglich verdammt zu werden. Da sprach der hochwürdige Herr: „Allen Sündern, die in wahrhafter Reue zerknirscht sind, und hätten sie mehr Unthaten begangen, denn Sandkörner am Meere liegen, verzeiht die Barmherzigkeit Gottes." Und er rieth dem bußfertigen Sünder, ein Kloster zur Sühne zu bauen und darin als Mönch sein Leben in Gebet und Reue zu beschließen. Das that er denn auch. Als er wieder in Arnsberg war, da ließ er Bauleute aus allen Gegenden Deutschlands kommen und baute auf seinem Stammgute Wed-

dinghausen, das seine Vorfahren gegründet und bewohnt hatten, einige tausend Schritte von seiner Burg, ein stattliches Kloster und gönnte sich Tag und Nacht keine Ruhe, bis das Gebäude zu Ehren Gottes majestätisch gen Himmel ragte. Da lud er die Mönche vom Orden des St. Norberts, die in der Umgegend mehrere Klöster im Besitz hatten, ein, sich auf Weddinghausen anzusiedeln. Sie kamen gern; denn ihnen gefiel die freundliche Lage des neuen Heiligthums und das herrliche Ruhrthal. Bald ertönte frommer Chorgesang in den Hallen des Gotteshauses. Graf Heinrich übergab nun die Regierung seinem ältesten Sohne Gottfried. Er selbst ward Klosterbruder und verharrte bis zu seinem Ende in aufrichtiger Reue und Buße.

In demselben Jahre, an einem erfrischenden Herbstmorgen, schritt ein rüstiger Landmann von der Gegend von Dortmund aus die Ruhrberge hinan. Ihm folgte sein Weib mit vielen blühenden Kindern und einigen Knechten. Alle waren schwer beladen. Und als sie nun auf dem Gipfel anlangten und das gesegnete Ruhrthal in seiner Herrlichkeit zu ihren Füßen liegen sahen, da jauchzten sie laut und fielen einander in die Arme und küßten sich und riefen: „Gegrüßet seist du, liebes Thal der Heimath, du klare, krystallene Ruhr! gegrüßt ihr Berge und Wald viel tausendmal.“ Es war der Fischer Friedrich mit Weib und Kindern. Auf die Nachricht,

Graf Heinrich wäre als Laienbruder in's Kloster gegangen, hatten sie ihre Hütte bei Dortmund verkauft und zogen nun wieder der lieben Heimath zu. Des alten Wedde Hütte lag längst in Trümmern. Aber sie griffen rüstig zur Axt und Säge und bald stand eine neuere, wohnlichere an der Stelle der alten. Darin lebten sie ungetrübt und glücklich ihr Lebenlang.

Das Gotteshaus zu Weddinghausen besuchten sie häufig und beteten darin mit Inbrunst für die Seele des gemordeten Junkers, des Stifters ihres Glücks. Späterhin sahen sie oft einen todesblassen Klosterbruder in tiefer Zerknirschung vor dem Altare auf den Knien liegen. Sie erkannten in ihm den Mann, der einst bei ihnen eingekehrt war und erfuhren zugleich, daß dieser der einst so strenge, stolze Ritter, Graf Heinrich, der Brudermörder, sei.

Der Pfarrer und der Zigeuner.

Es war in einer stürmischen Oktobernacht, vor ungefähr hundert Jahren, als der ehrwürdige Theophilus, Pfarrherr im Wittgensteiner Lande, auf eine höchst unangenehme Weise im ersten Schlafe gestört wurde. Eine kräftige Faust schlug donnernd an die eichene Hausthüre, und eine rauhe Männerstimme schrie dazu in seltsamen, fast kauderwälschem Dialekt: „O Herr Pfarr! blanker Gottesmann! mach' auf, mach' auf! Viel Unglück! — Klein Kind krank, nicht selig werden kann; schreit nach Tauf'! O Herr, mach' auf, mach' auf!“

Theophilus fuhr so schnell als möglich in die Pantoffeln, tappte in der Dunkelheit zum Fenster hin und öffnete es behutsam. Dann streckte er vorsichtig das noch unbedeckte Haupt in den Regen hinaus, der ihm unhöflich in's Gesicht schlug, und spähete nach der Thür hinunter, um wo möglich den nächtlichen Störenfried sich näher zu beschauen; allein die Finsterniß draußen war so rabenschwarz, daß sein Bemühen vergeblich blieb. Aber

aus der Tiefe herauf klangen wiederholt durch Sturm und Regen die Worte an sein Ohr: „O Mann Gottes! blanker Pfarr! mach' auf, mach' auf! Klein Kind sterben will; kann nicht selig werden ohne Tauf'!"

Der Pfarrer besann sich nicht lange und rief dem ungestümen Pocher zur Antwort hinab, daß er sogleich öffnen werde. Darauf schloß er behutsam das Fenster, schlug Feuer und zündete die Lampe an. Nun bekleidete er seinen vor Frost zitternden Körper mit dem buntgeblümten Schlafrock und weckte die Magd, eine rüstige Bäuerin von mehr als vierzig Jahren, die ihm die Wirthschaft führte; denn Theophilus stand, da sein Weib und seine Kinder längst an einer schweren Krankheit heimgegangen waren, seit langer Zeit allein in der Welt. Margarethe kroch eiligst von der Bodenkammer herunter. Ihr Herr benachrichtigte sie von dem fremden Manne, der Einlaß begehrte, und Beide gingen, nachdem sich der Pfarrer erst mit einer wohlgeladenen Flinte versehen und die Magd eine ungeheure Stallgabel ergriffen hatte — eine Vorsicht, die in jener Zeit, wo gerade allerlei Spitzbubengesindel das Land unsicher machte, höchst nothwendig war —, näher zu sehen, wessen Geistes Kind der Klopfende sein möchte.

Die schweren Riegel wurden hinweggeschoben, die Thüre behutsam geöffnet. Margarethe stellte sich zugleich mit ihrer fürchterlichen Waffe schützend, vor den geistli-

chen Herrn, und sie hatte wohl Grund zu dieser kriegerischen Geberde; denn es trat ein Mensch herein, der eher das Ansehen eines Räuberhauptmanns, denn das eines ehrlichen Mannes hatte. So viel Beide, trotz ihrer Angst, beim Lampenscheine bemerken konnten, war der Fremde fast von riesiger Größe. Sein Gesicht, worin ein paar pechschwarze Augen unheimlich glühten, sah noch gelber, als Margarethens zitronenfarbiges Nachttuch. Schwarze struppige Haare fielen auf seine Schultern herab. Seine Kleidung unterschied sich merklich von der Tracht anderer ehrlicher Leute, denn sie war gar seltsam und fremdartig; dazu trug er ein langes Mordgewehr an der linken Seite. — Margarethe, den braunen Mann für einen Räuber haltend, schickte in aller Geschwindigkeit einige Seufzer zum Himmel; dann holte sie zu einem furchtbaren Schlage aus, um den Fremden, falls er einen Angriff auf Ihro Ehrwürden machen würde, zu Boden zu schmettern.

Der Pomeranzenfarbige aber schien durchaus keine feindliche Absichten zu hegen, denn er fiel vor dem Pfarrer auf die Kniee, kreuzte die Arme über die Brust und jammerte kläglich, während große Thränentropfen über seine braunen Wangen liefen: „O, blanker Mann Gottes! komm mit. Bin Zigeuner aus Saßmannshausen. Klein braun Kind will sterben; kommt nicht in den Himmel ohne Tauf! O, blanker Pfarr, erbarme Dich!"

Theophilus trat dem Manne mitleidig näher und wollte ihn aufheben; allein der Zigeuner blieb wimmernd liegen und wiederholte unter reichlichen Thränen seine Bitte. In des Greises Herzen regte sich sogleich eine warme Theilnahme für den schluchzenden Fremdling. Die Stimme der Religion und Menschenliebe mahnte ihn im Innern, dem Zigeuner zu folgen und das sterbende Kindlein zu taufen. Gleichwohl flüsterte ihm aber auch die überlegende Vernunft zu: Wer sich in Gefahr gibt, kommt darin um. Die Zigeuner sind im ganzen Lande allmänniglich als ein falsches, hinterlistiges Volk bekannt und jeder Verstellung Meister. Wer weiß, ob dieser Mann nicht ein Bösewicht ist, der dich will weglocken aus dem sicheren Neste, damit nachher seine heidnischen Spießgesellen nach Herzenslust darin stehlen und Unfug treiben können. Zudem raunte ihm noch die ängstliche Magd besorgt in's Ohr, ja nicht dem wilden Gesellen zu folgen, der ihn unfehlbar unterwegs in Stücke zerreißen, oder doch zum mindesten todtschlagen würde. Schon war Theophilus im Begriff, dem Zigeuner seine Bitte, wenigstens für diese Nacht abzuschlagen, als dieser krampfhaft seine Kniee umklammerte und gar jämmerlich rief: „O, blanker Mann Gottes! Du selbst vielleicht klein Kind haben, auch einmal sterben kann und Engel werden will. O, komm mit mir!“

Des Greises Herz wurde erschüttert, sein Auge floß

von Thränen über. Seine eigenen Kinder, deren Leiber draußen auf dem Kirchhofe ruhten, standen im Geiste verklärt vor ihm und falteten bittend die kleinen Hände und lallten: „O gehe mit dem Manne, lieb Väterchen! taufe das braune Kindlein, auf daß es ein weißer Engel werde und mit uns spiele im Himmel.“

Sein Entschluß war gefaßt. Rasch eilte er in die Stube, hüllte seinen Leib in das Priestergewand, zog einen Mantel um die Schultern und bedeckte das kahle Haupt mit einem großen Regenhute. Dann holte er das spanische Rohr aus der Ecke, nahm Gottes Wort, die heilige Bibel, unter den Arm, befahl Margarethen das Haus zu bewachen und folgte ungesäumt dem bekümmerten Zigeuner durch Nacht und Nebel.

Nun aber war das Wetter, wie schon gesagt, so grauslich als möglich. Regen und Schneegestöber wechselten mit einander ab. Des Pfarrers Antlitz wurde ehrlich von den Schloßen zerpeitscht. Dazu entführte ihm noch der Sturm wenige hundert Schritte von seinem Hause den Regenhut, so daß der alte Mann kahlhäuptig fortwandern mußte. Der Weg dauerte wohl über eine lange Stunde und der schwache Pfarrgreis wäre gewiß den mannigfachen Beschwerden erlegen, hätte ihn nicht der riesige Zigeuner redlich gestützt und mitunter sogar auf die Schultern gehockt und eine große Strecke weiter getragen.

Nach unsäglichen Mühen langten sie endlich in der

Zigeuner-Kolonie beim Pachthofe Saßmannshausen, an und der Pfarrer betrat die schmutzige Lehmhütte seines Begleiters, die eher einer Höhle für wilde Thiere, als einer menschlichen Wohnung glich. Drinnen aber saß ein junges Weib, eben so braun als der Mann, das bewachte zärtlich, Angst und Mutterliebe in den großen, kohlenschwarzen Augen tragend, das sterbende Heidenkindlein, das kaum vier Wochen alt sein mochte. Die in der Lehmwand steckende Kienfackel beleuchtete schauerlich den auf Lumpen ruhenden Säugling, dessen halbgebrochene Augen den baldigen Tod verkündeten.

Theophilus, obwohl hart angegriffen von den Mühen des Weges, besann sich nicht lange. Er trocknete rasch das regennasse Angesicht mit dem Schweißtuche, legte die Bibel auf den rohgezimmerten Tisch und befahl dem Zigeuner Wasser herbeizuholen. Dann sprach er, wie üblich, das Gebet des Herrn und taufte das kläglich weinende Kind im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Und — wunderbar — so wie der Säugling die heilige Weihe empfangen, wimmerte er nicht mehr, sondern ward stiller und stiller, und über sein Antlitz zog es hin wie ein seliges Lächeln. Es war ein Engel geworden.

Der arme Vater küßte dem Greise dankbar die Hände. Darauf sprach er zu seinem schluchzenden Weibe: „Weib, nun wein' nicht mehr! Klein Kind ist getauft, klein Kind ist im Himmel.“ Und sie breiteten ein Tuch über den

Leichnam, trockneten die Augen und zündeten auf dem Lehmboden ein mächtiges Feuer an, ihren Gast zu erwärmen und seinen triefenden Mantel zu trocknen. Theophilus ließ sich auf eine Moosbank nahe der Flamme nieder, die mit wohlthätiger Wärme seine fast erstarrten Glieder wieder aufthaute. Nicht lange währte es, so beschlich schon der Schlaf seine müden Augenlieder; sein Haupt neigte sich auf die Brust, und unter dem herzerquickenden Gedanken ein gutes Werk gethan zu haben, vergingen ihm die Sinne.

Am andern Morgen führte der Zigeuner den guten Pfarrer wohlbehalten nach seiner Wohnung zurück. An der Thüre warf er sich noch einmal vor dem Greise nieder, kauderwälschte eine Menge Dankesworte hervor, küßte ihm Hände und Füße und rief: „Brav, blanker Mann Gottes! Kordo's Leib und Seele, Kordo's Leben ist Dein! O Kordo vielleicht kann machen gut.“ Darauf sprang er rasch auf und war in wenigen Minuten den Blicken des Pfarrers entschwunden. Theophilus aber erzählte eine Viertelstunde hernach der in Gott vergnügten Margarethe bei einer Schaale erquicklichen Kaffee's von der Frömmigkeit des Zigeuners, der, obgleich selbst noch ein Heide, doch für die Seele seines Kindes ächt christlich gesorgt hatte.

Einige Jahre waren seit diesem Abende vergangen. Theophilus gedachte nur noch selten des Zigeuners, als dem Pfarrer ein reicher Vetter in Laasphe starb, der ihm

mildthätig fünfhundert Thaler vermachte. An einem heitern Frühlingsmontage machte der Greis in aller Frühe sich selbst auf den Weg nach dem Städtchen Laasphe, welches zwei Stunden von seinem Dorfe entfernt war, um die kleine Erbschaft in Person zu erheben. Schnell war dieses angenehme Geschäft abgethan. Throphilus wanderte in der vierten Stunde des Nachittags, seinen Schatz in harten Thalern in einer Geldkatze um den Leib tragend, schon wieder nach Hause. Sein Herz war voll der dankbarsten Empfindungen gegen den Geber alles Guten, der ihm noch am Spätabend seines Lebens eine so große Freude bereitet hatte. Aber nicht um dem eignen Leichnam im Alter gütlich zu thun, erfreute er sich des Mammons. Nein, seine Gefühle waren edlerer Natur; denn er gedachte der Wittwen und Waisen seines Kirchspiels, der armen Kinder, die kaum ihre Blöße zu decken vermochten, der Schwachen und Kranken, denen er jetzt zu helfen im Stande war. So wandelte er langsam fürbaß, schon im Geiste die Pläne des Wohlthuens verarbeitend, bald mit sich selbst redend, bald heiter zum blauen Abendhimmel blickend, bald sein Auge an dem freundlichen Lichterspiel ergötzend, das die Abendsonne mit den grünen Waldzweigen trieb.

Da gesellte sich, eine halbe Stunde von Saßmannshausen, wo ihn sein Weg vorüber führte, ein alter Bekannter zu ihm, der in dem Dörfchen Rückershausen wohnte,

welches auch zum Kirchspiel des Pfarrers gehörte. Dieser Mann hieß Mausekopf und war noch vor mehren Jahren ein wohlhabender Müller gewesen, hatte sich aber seit einiger Zeit dem Spiel und der Völlerei so arg ergeben, daß er dadurch beinahe zum Bettler herabgesunken war. Er grüßte Theophilus gar ehrerbietig und bat ihn um die Erlaubniß, mit ihm eines Weges wandeln zu dürfen. Der Pfarrer, dessen frommes Herz heute so überaus fröhlich schlug, dachte an kein Mißtrauen. Er gewährte dem Müller gern seine Bitte. So gingen sie friedlich plaudernd zusammen durch den Wald, und der Greis gab dem lockeren Gesellen gar manche gute Lehre und ermahnte ihn, sich zu bessern, und sprach zu ihm von der Freude der Engel über einen Sünder, der Buße thut. Und als derselbe sich ganz zerknirrscht vor Reue wies, und eine Menge Thränen an der rothen Nase herunterlaufen ließ, da bot ihm der edle Greis sogar eine kleine Summe Geldes an, damit er eine neue Handthierung beginnen und sich künftig als ein ehrlicher Mann ernähren könne. Während dieses Gespräches waren sie immer tiefer in den Wald hineingeschritten bis zu einer einsamen Stelle, wo die Tannen damals recht dicht und schauerlich standen. Da ergriff der ehemalige Müller, dem der Schalk im Herzen wohnte, unvermuthet den frommen Mann beim Kragen, warf ihn auf die Erde, riß ihm die Perücke vom Kopf und raufte ihm die ehrwürdigen weißen Locken, die

nur spärlich sein Haupt umkränzten. Dann kniete er ihm auf die Brust, stieß ihn hin und her und sprach höhnisch: „Heraus mit Deinem Gelde, alter Narr! Ich kann es besser gebrauchen als Du, den bald die Würmer verspeisen werden.“ Darauf nahm er ihm die Geldkatze mit Gewalt und erhob dann die verbrecherische Faust, um mit einem derben Eichenknittel dem frommen Manne den Rest zu geben, der in seiner kläglichen Todesnoth vor Schreck die Sprache verloren hatte und seine Seele nur ächzend dem Herrn befehlen konnte. Da knallte es auf einmal laut im nahen Dickicht, wie Büchsenschuß. Der böse Müller stürzte mit blutender Stirne auf den Waldrasen hin und besudelte, wie ein schweißender Eber, die grüne Erde. Hervor aus dem Busche aber sprang der Zigeuner Kordo und half dem geretteten Greise rasch auf die Füße und geberdete sich fast wie närrisch vor übermäßiger Freude und schrie einmal über das andere: „O, blanker Mann Gottes! Dich schon viel Zeit hab' gehen sehen mit bösem Bub! Bösen Bub kennen, er Dich tödten wollen, Kordo Dich gerettet, Kordo dankbar sein, Du einst mein klein Kind zum Engel gemacht. O, blanker Pfarr! Du noch lebendig!“ Und wieder küßte er dem Alten, wie einst in jener Nacht, wo er sein Kind getauft, Hände und Füße und begleitete den erschrockenen Greis bis an sein Haus und war, wie der Alte ihn dankend hereinnöthigen wollte, mit einigen raschen Sprüngen, seinen Augen entschwunden.

Der verwundete Müller ward noch denselben Abend im Walde gefunden, nach seinem Dorfe gebracht und glücklich wieder geheilt, aber blos um das Sprüchwort: „Wer da hängen soll, ertrinkt nicht", einst wahr zu machen. Theophilus aber lebte noch viele Jahre in gewohnter Frömmigkeit, als ein treuer Gärtner im Weinberge des Herrn und hatte noch als neunzigjähriger Greis die hohe Freude, den Zigeuner Kordo und sein Weib, nachdem er sie mehre Jahre im wahren Glauben unterrichtet, in den heiligen Bund der Christen aufzunehmen.

Der Kukuk auf dem Zaune.

Vor mehr denn zweihundert Jahren stand in dem Dorfe Hellinghausen, in der Gegend von Lippstadt, ein junger Bauer am Bette seines kranken Weibes und wollte schier verzweifeln vor grenzenlosem Jammer. Und er hatte wohl Ursache dazu, denn seine treue Hausfrau, die Mutter seines einzigen Söhnleins, die er über alle Maßen liebte, lag schon seit zwei Monaten an einer bösen Krankheit danieder, für welche weder der Schäfer in seinem Dorfe, noch der Arzt im benachbarten Lippstadt ein Heilungskräutlein zu finden wußte. Sie ward von Tag zu Tag schwächer und Hans dachte jeden Abend, wenn er neben ihr das Lager bestieg: Wer weiß, ob ich sie morgen früh noch lebendig finde. Er betete auch Tag und Nacht recht inbrünstig zu Gott und faltete die Hände seines Söhnleins zwischen den seinen und flehte mit ihm: „Herr, nimm die liebe Mutter noch nicht von uns! Du hast

ja Engel genug in Deinem Himmelreich; laß uns diesen noch ein wenig auf der Erde, daß er uns pflege, leite und beglücke; denn was ist der Mann ohne das geliebte Weib? was ist das Kindlein ohne die sorgende Mutter?" Aber trotz Beider innigen Flehens ward die Kranke immer matter, wie die Blume auf dem Felde, die unter den stechend heißen Sonnenstrahlen dahinwelkt.

Es war zum ersten Male, daß das Unglück bei dem wohlhabenden Hans eingekehrt. Sonst hatte ihm immer, von der Stunde seiner Geburt an, das Glück gelächelt. Sein Vater hatte ihm einst ein stattliches Wohnhaus, nebst Felder, Wiesen und Gärten hinterlassen. Schon in seinem 20. Jahre besaß er seinen eigenen Heerd, was er, nach dem Sprüchwort: „Eigner Heerd ist Goldes werth", wohl als ein Glück preisen konnte. Dazu gedieh seine Acker- und Hauswirthschaft sichtbar; denn Gott segnete sein Besitzthum mit Fruchtbarkeit. Fehlte ihm Etwas, so war es die sorgende Hausfrau, welche die Aufsicht führt über Küche und Keller, Mägde und Knechte, die dem Manne des Abends liebkosend den Schweiß der Tagesarbeit von der Stirne wischt und ihm das erquickende Nachtmahl bereitet. Auch das sollte Hans bald finden, und zwar ein so köstliches Gut, wie wenige Bauern, ja vielleicht keiner in seinem Dorfe aufzuweisen hatte. Am heiligen Christfeiertage, als Hans gerade im Begriff war, die Kirche zu besuchen, fuhr auf einmal ein fremder

Schlitten in's Dorf hinein und hielt vor dem Gotteshause still. Ein wohlgekleideter Mann in Bauerntracht stieg heraus. Ihm folgte ein liebliches Mädchen, das den Vater, der etwas gelähmt schien, sorgsam stützte und in die Kirche führte. Hans ward beim Anblick der schönen fremden Bäuerin auf einmal ganz wunderbar zu Muthe. Es kam ihm vor, als ob der Winter mit seinem Schnee und Eis von der Erde plötzlich verschwunden wäre und der Frühling seine Blüthenbüsche und Vögelgesänge um ihn herzauberte. Er fühlte sich durch eine innere Gewalt gezwungen, dem holden Mägdlein auf dem Fuße nachzufolgen und ließ sie während des Gottesdienstes nicht aus den Augen. Nachdem sie mit ihrem Vater wieder die Kirche und das Dorf verlassen hatte, fühlte Hans sich in seinen vier Pfählen gar einsam. Es schmeckte ihm weder Essen noch Trinken mehr und der Schlaf floh sein Auge. Da vertraute er sich seiner alten Mutter an und klagte ihr, daß er von den schönen Augen der fremden Bäuerin schier verzaubert wäre. Da sagte die kluge Alte: „Ei, der Zauber läßt sich leicht lösen. Geh' hin und erkundige Dich nach ihr, und wenn sie wackrer Eltern Kind und reines Herzens ist, so führe sie als Hausfrau heim." — Hans befolgte diesen klugen mütterlichen Rath. Er zog Kundschaft über sie ein und wußte bald, daß sie die Tochter eines benachbarten Dorfschulzen war. Da er nun Vermögen besaß, so konnte er es dreist wagen,

um sie zu freien. Eines Sonntags zog er er seine besten Kleider an. Die Mutter kämmte ihm die Haare glatt. Darauf zierte er seinen Kopf mit der braunen Pelzmütze, steckte einen großen Strauß duftender Blumen vor die Brust und wanderte nun mit klopfendem Herzen nach der Rose des Dorfes Overhagen, wie man die schöne Margaretha allgemein hieß. Er ging, wie es damals die Sitte erheischte, zuerst zu ihrem Vater, sagte ihm, wer er wäre und in welcher Absicht er käme. Der Alte machte große Augen; meinte auch, sein Töchterlein sei noch viel zu jung, um den Pflichten der Hausfrau zu genügen. Doch wollte er den schmucken Freier nicht ganz von der Hand weisen. Er rief Margaretha herein, die eben in der Küche beschäftigt war, ein Spanferkel zu braten, nnd machte sie mit des jungen Bauers Absicht bekannt. Sie warf erröthend einen prüfenden Blick auf den verlegen da stehenden Hans und zupfte am Mieder. Hans wollte nun seine Bewerbungen persönlich beginnen, blieb aber im besten Redefluß stecken nnd wurde eben so roth als die Rose des Dorfes. So standen Beide eine Zeitlang einander gegenüber, ohne ein Wort zu sprechen. Der Alte, der als ein kluger Mann, in der Menschen Herzen zu lesen verstand, sah es seiner Tochter bald an, daß sie ob der Werbung des reichen schmucken Burschen nicht ungehalten war. Er dachte daher: Es ist Gottes Wille und beschloß als ein verständiger und gütiger Vater ihrer auf-

blühenden Liebe Nichts in den Weg zu legen. Hans erhielt also die Erlaubniß wiederzukommen und seine Werbung fortzusetzen. Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Am nächsten Sonntage war er wieder da, und so zwei Monate lang hintereinander. Und nach einem Jahre, nachdem sich Beide hinlänglich geprüft hatten — damals pflegte man noch nicht ein Ehebündniß so leichtsinnig zu knüpfen, als jetzt — schmückte Hans die Räume seines Hauses mit der Rose des Dorfes Overhagen. Sie waren glücklich und beneidet und lebten wie die Engel im Himmel in Frieden und Liebe. Hans trug seine Rose auf den Händen, und sie war ihm eine gehorsame und fleißige Hausfrau, die seinen Wohlstand mehrte wie sie konnte und rührig schaffte Tag und Nacht.

Aber auch eine süße Rosenknospe erblühte aus der Rose des Dorfes. Sie ward ein Jahr nach ihrer Hochzeit Mutter eines gesunden Knäbleins, worüber Hans und seine alte Mutter fast närrisch vor Freude wurden. Nun kamen mehre Jahre, deren jeder Tag ein Pfingsttag war, voll grüner Maien und Frühlingsblüthen, die Luft ewig mild, der Himmel ununterbrochen klar. Endlich aber kamen auch Gewitterwolken und verfinsterten Hansens Lebenshimmel, denn kein Sterblicher soll sich schon auf Erden eines vollkommenen Glückes erfreuen. Der Hagelschlag traf seine Ernte und zerstörte sie; ein Blitz zündete seine Scheune an und vernichtete den aufgehäuften Vorrath

zweier Jahre. Da brummte Hans und kratzte sich am Kopf und meinte: „O weh, o weh! was soll das werden, wenn's so fortgeht?" Margarethe, sein liebes Weib, aber küßte und tröstete den Verzagten, und sprach: „Das nächste Jahr bringt neuen Segen und eine neue Scheuer wird uns auch nicht an den Bettelstab bringen!" Hans faßte wieder Muth und begann zu bauen. Da brachen in tiefer Mitternacht böse Diebsgesellen in sein Haus und leerten ihm den Geldkasten aus und füllten mit seines seligen Vaters langjähriger Ersparniß ihren Diebessäckel. Das war für Hans ein harter Schlag! denn nun mußte er Schulden machen, um seine Scheuer herzustellen. Da tröstete ihn wiederum sein Weib und sprach: „Laß es dahin sein, Hans. Gott ließ uns doch Gesundheit und Kraft, wieder zu erwerben. Wir müssen unsere Wirthschaft mehr einschränken; dann läßt sich leicht etwas zurücklegen." — Das geschah denn auch. Margarethe sparte und knappte aller Enden, nur nicht an den Wohlthaten, die sie an die Armen und Hülfsbedürftigen des Ortes und an nothleidende Wanderer austheilte. Da mehrte sich ihr Wohlstand bald wieder. Doch wollte der Herr Hans noch härter prüfen. Ein böses Fieber kam über Nacht über seine Rose und lähmte ihre Kraft und führte sie dem Todtbette nahe. Da ergriff Hans die Verzweiflung. Vergebens weinte und betete er und seine alte Mutter und sein Knabe. Die Kranke schien unrettbar dem Tode verfallen. So trafen wir ihn

im Anfang unserer Erzählung am Siechlager seiner welkenden Rose, die mit matten Blicken, in denen aber noch die innigste Liebe lag, zu ihm aufsah. Endlich ward ihm sein Weh zu groß, sein Herz wollte schier zerbersten, aus seinen Augen quoll ein Thränenstrom. Er lief in seiner Verzweiflung in's Freie hinaus auf die Landstraße, rang die Hände und jammerte laut gen Himmel: „O lieber Herrgott! so ist denn Alles für mich verloren! so bin ich denn nun grenzenlos unglücklich und Nichts bleibt mir weiter übrig, als meinem jämmerlichen Leben ein Ende zu machen; denn was soll ich ohne mein liebes Weib noch auf Erden!" Er warf sich bei diesen Worten in Thränen zerfließend in's Gras und barg sein Gesicht in die Erde.

In demselben Augenblicke schlug ein helltönender, freudiger Gesang an sein Ohr, ein Gesang, der ihn wunderbar berührte und ihn zwang den Kopf zu erheben und nach dem Sänger zu schauen. Doch der, den er sah, schien wenig zu den frohen, lebensprudelnden Tönen seines Mundes zu passen. Ein alter Mann in Bauerntracht war's, an zwei Krücken hinkend. Dazu fehlte ihm die Hand des rechten Armes und ein Auge. Es war also ganz und gar ein Krüppel. Aber trotz dem Allen schien er doch überaus vergnügt zu sein. Sein Gesang lautete in westfälischer Mundart also:

Dei Kuckuk upem Tiune sat,
Dei Kuckuk upem Tiune sat,

Dei Kuckuk upem Tiune sat, sat, saterlat,
Da kam en Schuer und hei wor nat.
Un do kam wier Sunnenschien,
Un do kam wier Sunnenschien,
Un do kam wier Sunnenschien,
Dei Kuckuk wor wier droig un fien. Kikiriki!

Die Weise klang ganz eigenthümlich und hatte etwas Tröstliches, Erheiterndes in sich. Der alte Krüppel bemerkte den im Grase liegenden Hans, dessen Angesicht bleich, dessen Augen roth und geschwollen waren. — „Armer Geselle!“ hub er mitleidig an. „Was fehlt Euch? was bekümmert Euer Herz? Warum seht ihr so verzagt drein, als wäre Nichts als Unglück um und in Euch?“ — „So ist es auch!“ erwiderte Hans trübselig. „Gott hat mich schwer getroffen. Ich weiß meines Elendes kein Ende.“ — „Wen der Herr züchtigt, den hat er lieb,“ versetzte der Alte. „Hat Gottes Hand Euch ein Leid zugeschickt, so wird er es auch, wenn Ihr es nur ohne Murren und in Ergebung tragt, wieder in Freude und Herrlichkeit wandeln. Man muß nur die Zeit abwarten. Bald geht's schnell, bald geht's langsam, aber es kommt gewiß. Glaubt mir, junger Mann, der hier vor Euch steht, war auch nicht immer so glücklich und fröhlich, wie jetzt. Es gab eine Zeit, wo auch meine Augen Thränenbäche waren, und der blaue Himmel über uns, mir so schwarz vorkam, wie ein Torfmoor.“ — „Ihr glücklich?“ sagte Hans bitter lächelnd. „Ihr, der Krüppel an der Krücke, der den Ge-

brauch seiner kostbarsten Gliedmaßen verlor?" — „Der kostbarsten?" erwiederte der Greis. „Das meine ich nicht. Unser Herrgott hat mir noch gar viele übrig gelassen, mich an seiner Welt zu erfreuen. Habe ich nicht noch ein Auge, die grüne Erde, den glänzenden Himmel, die funkelnden Sterne und meine Mitbrüder, die Menschen zu schauen? Kann mein Ohr sich nicht am Gesang der Vögel und an allen andern Tönen erlaben? Erfreut der Duft der Blumen und Blüthen nicht meine Nase? Fühl' ich nicht die warme Luft des Himmels in meinem Gesichte? den Druck eines Biedermannes in meiner linken Hand? Und, Sapperment! schmeckt mir nicht Essen und Trinken, daß es eine Lust ist? Nein, mein Bursche, ich darf wohl mit Recht sagen: Ich bin ein glücklicher Kerl!" — „So habt Ihr vielleicht Angehörige, die Euch das Leben froh machen?" fragte Hans. — Der Greis schüttelte den Kopf: „Ich stehe allein auf der Welt," sagte er, doch bin ich nicht allein; denn ich nenne alle Menschen meine Brüder und suche mir durch Wohlthun Freunde in der Welt zu machen." — „Durch Wohlthun, Ihr?" meinte Hans. „Ihr seht mir eben nicht aus, als ob Ihr den Seckel da an Eurer Seite voll Geld hättet. Er sieht vielmehr einem Bettelsacke ähnlich." — „Ihr habt nicht Unrecht, mein Freund," sprach der Alte. „Was d'rin steckt, habe ich allerdings gebettelt; aber nicht von den Menschen, sondern von den Feldern, Wiesen und Bergen

des ganzen Landes. Es sind heilsame Kräuter und Wurzeln d'rin für mancherlei Fieber und böse Krankheiten. O, ich habe schon manchem armen Teufel damit das Leben erhalten." — Hans horchte hoch auf. „So seid Ihr eine Art Doktor?" fragte er. — „So eine Art, ja," sagte der Alte. „Doch habe ich meine Kunst auf keiner hohen Schule, sondern von einer alten Frau, meiner verstorbenen Großmutter gelernt." — „O so kommt mit, wenn Ihr wirklich was versteht," rief Hans rasch. „Mein krankes Weib liegt zu Hause dem Tode nahe. Vielleicht könnt Ihr der Armen helfen." — „Wollen sehen," sagte der Alte. „Führt mich zu ihr. Unser Herrgott ist groß und barmherzig und wirkt oft durch die Schwachen Wunder."

Und so gingen sie rasch ins Dorf. Hans voran, der Alte humpelte an seiner Krücke rüstig hinterdrein. Unterwegs aber brummte er wieder die Melodie des vorerwähnten Liedes:

„Dei Kuckuk upem Tiune sat."

In der Hütte angekommen, fand Hans sein Weib noch elender, als je. Seine Rose war nahe dran, durch den unbarmherzigen Gesellen „Tod" vom Stengel gerissen zu werden. Der Alte besah ihr Angesicht mit prüfenden Blicken, fragte Dieses und Jenes, wie lange die Krankheit schon gewährt und wie sie entstanden wäre, und was dergleichen mehr war. Dann braute er ihr augenblicklich ein heilsames Tränklein und gab es ihr selbst

ein, worauf sie bald in einen ruhigen Schlummer fiel. Die Nacht über wachte er an ihrem Bette und pflegte und wartete sie mit Umsicht und Sachkenntniß. Und siehe da, noch ehe drei Tage ins Land gingen, fing die kranke Frau an, sich wieder etwas zu erholen, und als zwei Wochen vorüber waren, bekam Hansens Rose nach und nach ihren Glanz und ihre Farbe wieder, und in einem Monat war sie völlig wieder hergestellt. Der alte Kräutermann war bis dahin fast immer als Wärter der Kranken im Hause geblieben. Nur mitunter hatte er sich auf wenige Stunden entfernt, um sein Kräutersäcklein zu füllen. Kam er dann zurück, so hörte man ihn schon von Weitem sein: „Dei Kuckuk upem Tiune sat" singen, das seine Lieblingsweise zu sein schien. Als Margarethe nun zum ersten Male, auf ihres Mannes Arm gestützt, in ihren Garten hinausschritt, sagte der Alte: „Seht Ihr nun, Freund Hans, daß mein Kuckukslied Recht hat und daß kein Mensch vor seinem Tode an der Barmherzigkeit Gottes verzagen soll? Ist Euer Weib nicht wieder gesund? Dei Kuckuk nicht wier droig un fien?" — „Dem Himmel und Euch Dank," versetzte Hans mit einer Freudenthräne im Auge. „Ihr habt mich wieder zum glücklichsten Manne gemacht. Aber ich will auch dankbar sein. Ihr seid alt und lahm, habt bald selbst der Pflege nöthig. Bleibt bei uns. Es soll Euch an Nichts fehlen. Wir theilen das Letzte mit unserm Wohlthäter." — „Geht nicht,

Freund Hans," sagte der Alte lächelnd. „Der Mensch soll wirken und Gutes thun, so lange ihm die Augen offen stehen. Denkt, daß noch viele Hülfsbedürftige im ganzen Lande mein Kräutersäcklein in Anspruch nehmen. Lebt wohl und gedenkt fleißig des alten Kräutermannes. Doch bevor ich gehe, muß ich Euch noch erzählen, wie ich zu meinem Kuckuksliede gekommen bin. Meine Erzählung möge Euch eine Warnung sein, nie wieder Euch trostloser Verzweiflung zu überlassen. Sie setzten sich alle vier, Hans, sein Weib, die alte Schwiegermutter und der Kräutermann, in eine Laube, und Letzterer begann:

„Nicht immer war ich ein Krüppel, wie jetzt. Es gab eine Zeit — es mögen wohl dreißig Jahre her sein — da hüpfte ich mit den Ziegen und jungen Kühen um die Wette. Ich war groß und stark, frisch und lebensmuthig, und einen fröhlicheren Menschen gab's in ganz Westfalen nicht mehr. Mein Vater war ein Bauer zu Camen; ich half ihm in der Wirthschaft und sollte als der einzige Sohn einst Haus und Hof von ihm erben. Dazu hatte ich eine Braut, ein Mädchen zum Anbeißen, drall und rund, die mich auf's Innigste liebte. Auch ihr Vater, der wohlhabend war, hatte mich gern. Unser Hochzeitstag war anberaumt. Meine Braut und ich waren fast närrisch vor seliger Hoffnung. Da, drei Tage vor der Hochzeit, setzte uns irgend ein böser Bube den rothen Hahn auf's Dach. Um Mitternacht wachte ich auf,

4*

vom Rauch beinahe schon erstickt. Ich tappte mich hinaus, weckte meinen Vater, der in einer Nebenkammer schlief, und schlug Lärm im Hause. Bald mußten wir ins Freie, wollten wir nicht jämmerlich verbrennen. In wenigen Minuten stand das ganze Haus in vollen Flammen. Zu retten war fast Nichts, denn das Feuer war von Außen angelegt. Da hörten wir plötzlich ein Jammergeschrei. Es war die Stimme meiner Großmutter, die in einer hintern Kammer schlief und die wir im ersten Schrecken ganz vergessen hatten. Ich besann mich nicht lange, durch Rauch und Feuer arbeitete ich mich mit großer Gefahr zu ihr hin. Die Flammen verbrannten mir Gesicht und Haar. Ein herabstürzender Balken zerschmetterte mir die Hand. Aber dennoch war Gott mit mir. Ich faßte sie glücklich und gelangte mit ihr ans Fenster. Hier warf ich sie — das Fenster war nämlich nicht hoch — den unten stehenden Nachbaren zu, die sie glücklich auffingen. Ich wollte ihr nachspringen — da stürzte das Haus über mich zusammen. Ich fühlte, wie die mächtigen Balken meine Beine zerschmetterten und verlor die Besinnung. Als ich wieder zum Leben erwachte, lag ich in einem kleinen Stübchen, im Hause eines Nachbars. Meine Großmutter saß an meinem Bette und pflegte mich. Nun erfuhr ich erst mein übergroßes Unglück. Wir waren durch den Brand arme Leute geworden. Ich selbst war übel zugerichtet. Ein Auge, meine beiden Füße und die rechte

Hand waren verloren. Da weinte ich bitterlich, meine Freunde; denn alle meine Lebenshoffnungen waren dahin. Von meiner Heirath konnte nun auch keine Rede sein; denn wie konnte ich verlangen, daß die schöne, reiche Marie den armen, hülflosen Krüppel zum Manne nehmen sollte. Es kam auch, wie ich mir dachte. Marie beweinte mein Unglück, tröstete sich aber endlich und nahm einen Andern. An ihrem Hochzeitstage hinkte ich an zweien Krücken zum ersten Male ins Dorf hinein. Ich kam zufällig an der Kirche vorüber und sah einen stattlichen Zug von Hochzeitsgästen, Marie und ihren Bräutigam an der Spitze, hineingehen. Da ergriff auch mich die Verzweiflung. Ich hinkte zum Dorfe hinaus auf eine Wiese und setzte mich in der Nähe eines Zauns bei einem Backofen nieder. Meine Thränen flossen ohne Aufhören. Da umdüsterte sich auf einmal der Himmel über mir. Ein heftiges Ungewitter zog heran, ein Platzregen rasselte herunter. Ich kroch in den Backofen hinein und barg mich so vor dem Unwetter. Hinaussehend gewahrte ich, wie die Vögelein ihre Nester suchten, um den Schloßen zu entkommen. Unter diesen war auch ein junger Kuckuk, wohl noch nicht lange dem Nest entflogen. Er saß vor mir auf dem Zaune. Der heftige Regen durchnäßte seine Federn so, daß er nicht von der Stelle konnte. Das arme Geschöpf sah gar erbärmlich aus. Ich glaubte, er müsse umkommen. Aber der Regenschauer zog rasch vorüber.

Die warme Sonne strahlte wieder herab und trocknete schnell die nasse Erde und auch meinen Kuckuk. Ich bemerkte, wie er den geduckten Kopf wieder erhob, seine Flügel ausspreizte und den Schnabel zu Hülfe nahm, um seine Federn zu trocknen. Immer mehr blaute sich der Himmel, immer frischer wehte der Frühlingswind, immer wärmer strahlte die Sonne. Bald ward der arme Kuckuk trocken und drehte den Kopf lustig hin und her. Dann flatterte er rasch durch die sonnige Luft davon. Und wie der Vogel davon flog, eben so schnell verließ mich die Verzweiflung. Ich sah in dem durchnäßten und wieder getrockneten Kuckuk mein eigenes Schicksal und dachte: „Gott der Herr, der dem armen Kuckuk durch seinen warmen Sonnenschein half, wird auch dich, das Menschenkind, nicht in dem Regenwetter des Unglücks umkommen lassen.“ Da wischte ich meine Thränen ab, hinkte wieder nach Hause und beschloß nun, unverzagt den kommenden Tagen entgegenzusehen. Da ich mich durch meiner Hände Arbeit nun nicht ernähren konnte, so beschloß ich, es durch meinen Kopf zu thun. Hierzu verhalf mir meine alte Großmutter. Sie lehrte mich die heilsamen Kräuter und Wurzeln der Erde kennen und sie zum Besten der Kranken verwenden. Schon nach einem Jahre hinkte ich, mein Kräutersäcklein auf dem Rücken, von Dorf zu Dorf und nährte mich redlich. Im Anfang kamen mir mitunter wohl noch trübe Stunden, wo ich dachte: „Ein Krüppel

ist doch ein gar elend und erbärmlich Ding. Aber da dachte ich an meinen Kuckuk, schlug mir die Grillen aus dem Sinn und dankte Gott, daß er mir wenigstens das Leben gelassen. Die Geschichte von meinem Kuckuk hatte ich in ein Liedchen gebracht, das ich seitdem jeden Tag zu singen pflege. Ihr kennt es, ja wißt es schon auswendig, so oft habe ich es bei Euch gesungen. Und nun lebt wohl. Gott erhalte Euch gesund und voll Hoffnung. Wenn Euch noch einmal im Leben Unglücksfälle heimsuchen und der Muth Euch verlassen will, so denkt hübsch an meinen Kuckuk."

Und damit schüttelte der Alte ihnen die Hände und wanderte mit seinen Krücken zum Garten und dann zum Dorfe hinaus. Aber noch aus der Ferne hörten sie ihn singen: „Dei Kuckuk upem Tiune sat." — Und Hans befolgte den Rath des alten Kräutermannes und befand sich wohl dabei. Und das Lied lehrte er seinen Knechten und Margaretha lehrte es den Mägden und diese verbreiteten es weiter, und nach einigen Jahren hörte man überall im ganzen Lande das Kuckukslied beim Spinnen und Flachshecheln von lustigen Dirnen singen und von den Knechten beim Dreschen und Pflügen. Und selbst heutiges Tages ist es noch eine der beliebtesten Volksweisen auf allen Gauen des guten Westfalenlandes.

Ritter Themo, der Würfelspieler zu Soest.

Vor vielen hundert Jahren lebte in der Stadt Soest in Westfalen, die damals noch berühmt, volkreich und mächtig war, ein Ritter Namens Themo, ein harter, ungerechter Mann, der dem schlimmsten aller Laster, dem Würfelspiele, leidenschaftlich ergeben war. Umsonst flehte ihn sein Weib an, umsonst bat ihn sein gutgeartetes Töchterlein, er möge doch ein anderer Mensch werden, und nicht den Fluch seiner Mitbürger auf sein Haupt und Schande über seine Familie bringen. Er verlachte ihre Bitten und Warnungen, ja mißhandelte die redlichen Seinen sogar oft mit Faustschlägen und Fußtritten. Tag für Tag, Nacht für Nacht lag er in allen Bierhäusern und Schenken; und plünderte seine Opfer, die ihm zahlreich in die Hände liefen. Und er gewann fast immer; denn er spielte falsch. Seine Würfel, die er beständig bei sich führte, waren so künstlich gefertigt, daß sie ihm stets zu Gunsten

fielen. Das hätte nun wohl Mancher seiner Mitspieler einsehen sollen; aber die Spielwuth verblendete ihre Augen und umnebelte ihren Verstand. Und dann wußte Themo es mitunter auch einzurichten, daß der Verlust auf seiner Seite war. Dadurch wurden die Spieler denn sicher gemacht, daß sie stets von Neuem wieder in die Schlinge gingen und oft ihr ganzes Hab und Gut in den Schelmenseckel des schlauen Themo wandern ließen. So ward Themo von Jahr zu Jahr reicher, aber zugleich auch immer geldgieriger und hartherziger. Seine Angehörigen ließ er zu Hause oft jämmerlich darben. Er selbst aber pflegte seinen Bauch mit Wein und Leckerbissen. Ein so schlimmes Wesen trieb er über zwanzig Jahre. In dieser Zeit waren mehr Flüche auf sein Haupt geschleudert worden, als seines Hauses Dach Ziegel hatte. Die Weiber und Kinder, Väter und Mütter, Brüder und Schwestern Derjenigen, die er um Alles brachte, verwünschten ihn bis zum Abgrund der Hölle. Ja, es hatte sich schon mehr als einmal getroffen, daß sich eines seiner Opfer an seinen Thürpfosten aufgehangen hatte. Er aber, ein verstockter Sünder, hohnlachte über diese Unglücklichen und meinte: „Ihr Geld ist mein; nun mögen sie sich erhängen oder ersäufen, mir gleichviel. Ein Narr, der sich so Etwas zu Herzen nimmt!“

Nun aber war des Ritter Themo Töchterlein ebenso gut und schön, als ihr Vater böse und mißgestaltet.

Darum entbrannte der Sohn eines reichen Bürgers, Namens Kerkhörde, in Liebe zu der sittigen Jungfrau. Und da die anmuthige Adelgunde den bescheidenen jungen Patrizier auch mit liebevollen Augen anblickte und ihm durch freundliche Geberden zu verstehen gab, sie würde gern seine gehorsame Hausfrau werden, so faßte er sich eines Tages ein Herz, ging zu Herrn Themo, verneigte sich ehrbar vor ihm und sprach: „Herr Themo, Ihr seid begütert, wie Wenige hier in der Stadt; aber ich bin es nicht minder. Eure holdselige Tochter hat meinen Augen wohlgefallen. Gebt sie mir zum Weibe.“ Ritter Themo lächelte ihn mit grinsender Freundlichkeit an, reichte ihm die Hand und sagte: „Ei, warum nicht? Ihr seid der reichste Sohn des reichsten Mannes in Soest, ein geachteter Kauf- und Handelsherr. Ein solcher Eidam ist mir nicht unwillkommen. Kommt oft zu uns. Wir wollen uns näher kennen lernen; jedoch muß ein Jahr verfließen, ehe Ihr mein Töchterlein in die Brautkammer führt. In der Zeit habt Ihr vielfach Gelegenheit, Eure beiderseitigen Neigungen und Gewohnheiten zu erforschen. Dann habt Ihr Euch nach der Hochzeit Nichts vorzuwerfen.“ — Mit diesem Bescheide begnügte sich auch der junge Mann. Von da an kam er tagtäglich zu der schönen Adelgunde, die er bald seine Braut nennen durfte. Ritter Themo ließ die Liebenden ruhig eine Zeitlang gewähren. In seinem Innern aber dachte er: „Du junger Fant be-

kommst meine Tochter nimmer; aber Dein Verliebtsein soll mir Dein Hab und Gut in die Hände liefern." — Nachdem ein halbes Jahr verflossen war, wußte er es mitunter zu veranstalten, daß der junge Kerkhörde seine Braut nicht zu Hause traf. Statt ihrer fand er den alten Ritter, welcher im Sorgenstuhle saß und vor langer Weile gähnte. Dieser machte ihm mit glatten Worten den Vorschlag, mit ihm zu würfeln, um die Abendstunden bis zum Wiederkommen der Braut hinzubringen. Kerkhörde, der Themo's Spielwuth kannte und gewarnt war, hatte erst nicht übel Lust, seinen Vorschlag von der Hand zu weisen. Aber wiederum dachte er auch: Einmal ist keinmal. Du darfst den Vater Deiner Braut ja nicht durch Deine Weigerung erzürnen. Und er beschloß, mit dem Alten zu spielen, aber nur um wenige Heller. Das geschah denn auch. Sie würfelten miteinander, wobei der Ritter, obgleich er beständig verlor, doch die beste Laune behielt. Nach einer Stunde hörte er zuerst auf. Der Bürgerssohn hatte eine kleine Summe Heller gewonnen. — „Ihr habt Glück, mein Freund!" sagte der alte Spieler lachend zu ihm. „Wir müssen uns diesen Spaß noch mehr machen." — Bald darauf kamen Mutter und Tochter von einem Besuche nach Hause. Sie fanden den jungen Mann noch und erfreuten sich noch einige Stunden seiner Gegenwart. Der Alte wünschte gute Nacht und ging auf sein Gemach. Der Bräutigam kos'te mit der holden

Braut, sagte ihr aber nicht, daß er mit ihrem Vater gespielt hatte. Er schämte sich; denn er hatte ihr noch jüngst gelobt, nie eine Einladung zum Spiele von Seiten des Alten anzunehmen. Jetzt vergingen einige Wochen, ohne daß der Ritter seine Einladung zum Spiele bei seinem künftigen Schwiegersohne erneuerte. Das kam aber nur daher, weil der Alte durch und durch ein Schalk war, der sein Opfer nur sicher machen und vor Mißtrauen bewahren wollte. Endlich rückte er von Neuem mit seiner Bitte heraus. Kerkhörde wagte nicht, sie ihm abzuschlagen, und sie spielten wieder. Jetzt gewann er von dem Alten noch mehr, als das erste Mal. Dadurch bekam er nun nach und nach Lust zu diesem entsetzlichsten aller Laster, das Leib und Seele zerrüttet und zu zeitlichem, wie ewigem Verderben, führt, um so mehr, da Themo ihn fast beständig gewinnen ließ. Noch waren drei Monate bis zum anberaumten Hochzeitstage für die Liebenden hin, als Kerkhörde jeden Abend, wenn er von seiner Adelgunde kam, anstatt nach Hause zu gehen, in's Gemach seines arglistigen Schwiegervaters schlich und mit ihm bis zum Morgenrothe beim Spiele saß. Jetzt aber, da Themo seines Opfers gewiß war, ließ er Kerkhörde nicht mehr beständig gewinnen. Gewinn und Verlust neigten sich abwechselnd, bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Der junge Spieler ward dadurch nur noch immer heftiger und verblendeter in seiner Spielwuth, und

verlor so nach und nach bedeutende Summen Geldes, und endlich, drei Tage vor dem festgesetzten Hochzeitstage, Haus und Hof an seinen Schwiegervater. Jetzt war Themo da, wo er sein wollte. Den anderen Morgen nach der letzten verhängnißvollen Nacht ließ er den unglücklichen Kerkhörde zu sich rufen und erklärte ihm mit dürren Worten, er könne sein einziges Töchterlein unmöglich einem bettelarmen Manne geben, und er möge sich daher nach einer anderen Braut umsehen. Da sah ihn der junge Mann mit einem stieren, verzweiflungsvollen Blicke an. Seine Glieder bebten, seine Zähne schlugen heftig aneinander. Endlich aber ermannte er sich und schrie mit einem Tone, der einen Stein in der Erde hätte rühren können, den harten Themo aber kalt ließ: „Verflucht seiest Du in alle Ewigkeit, Du schändlicher, arglistiger Mann, der mich erst um das Meinige mit falschen Würfeln betrog und nun dem Elende preisgibt. Mein Blut komme über Deine Seele. Morgen weile ich nicht mehr unter den Lebendigen. Du aber wirst den Lohn für Deine Unthaten empfahen und bei lebendigem Leibe zur Hölle fahren. O Adelgunde! hätte ich auf Deine Warnungen gehört.“ Hierauf stürzte er von seinem Verderber hinweg und suchte seine Braut auf. Bei ihr lös'te sich sein Schmerz in einen Thränenstrom. Er schloß sie heiß und innig an seine Brust, küßte sie heftig, rief ihr ein Lebewohl zu und rannte von hinnen. Noch denselben Tag

verließ er Soest. Wenige Tage später spülten die Wellen der Lippe unweit Lippstadt einen Leichnam an's Ufer. Es war der arme Kerkhörde, der durch Selbstmord sein Leben geendigt hatte.

Als das die schöne Adelgunde erfuhr, und auch, daß ihr eigener Vater die Ursache von dem Unglücke ihres Bräutigams war, da gerieth sie in gar übergroße Betrübniß und weinte Tag und Nacht und wollte sich selbst von der lieben Mutter nicht trösten lassen. Endlich, in einer Morgenstunde, als Themo gerade bei einem Humpen Wein auf seinem Gemache sich gütlich that, trat sie zu ihm hinein, und sprach zu dem gottlosen Manne mit leiser, aber feierlicher Stimme: „Mein Herr und Vater, Ihr habt durch Euer unseliges Spiel meinen Herzliebsten zeitlich und ewig unglücklich gemacht und Euer Kind dadurch um alle frohen Tage ihres Lebens bestohlen. Ich vergebe Euch. Doch geht in Euch und entsagt dem gottlosen Leben und Treiben, wodurch Ihr Eure Mitbürger und Euch selbst an Leib und Seele mordet. Thut Buße und bereut Eure schweren Sünden, so mag Euch Gott dermaleinst vielleicht noch ein gnädiger Richter sein. Mir verstattet, in ein Kloster zu gehen, um mein Leben in Gebet und Andachtsübungen zu beschließen. Vielleicht erhört der Herr im Himmel mein inbrünstiges Flehen und lenkt Eure Schritte vom Pfade des Verderbens, dieweil es noch Zeit ist, damit Eure Seele für den Himmel wieder

gewonnen werde.“ Das fromme Kind war bei diesen Worten auf die Kniee gesunken und blickte mit gefaltenen Händen und thränenvollen Augen zu ihm auf.

Ritter Themo aber, dessen Herz verstockt war, entgegnete ihr voll Hohn: „Geh’, Närrin, wohin Du Lust hast. Bete, singe, faste, geißle Dich, doch bemühe Dich nicht um das Heil meiner Seele, dafür werde ich schon selbst sorgen. Spielen will ich, spielen muß ich, bis ich in die Grube fahre. Wer mir kommt, ist mir recht, und wenn es der böse Feind selbst wäre.“ — „Ja,“ rief er laut im übermüthigen Trotz und aufgeregt vom Weine, „mag nur der Teufel kommen. Wenn er rothes Gold aus der Hölle mitbringt, so wird er mir ein willkommener Spielkumpan sein.“

Kaum hatte Themo diese Worte gesprochen, als ein Fremder zur Thüre hereintrat und nach ihm fragte. Da verließ Adelgunde das Gemach. Ritter Themo aber sah den Fremden, der, in einen feuerfarbenen Mantel gehüllt, lautlos dastand, von Kopf bis zu Füßen an und sagte endlich: „Ich bin Themo. Was wollt Ihr mir?“ — „Mit Euch spielen,“ erwiderte der Unbekannte kurz, aber in einem so dumpfen und schauerlichen Tone, daß selbst der furchtlose alte Spieler erbebte. Dann schlug der Fremde seinen Mantel auseinander und wies ein gewichtiges Säcklein, welches er auf den Tisch ausleerte. Da sah Themo einen großen Haufen Goldstücke von blenden-

dem Glanze. Wie verzückt stierte er darauf hin und blieb vor Erstaunen eine Zeit lang stumm. „Nun, habt Ihr Lust?“ fragte der Fremde und deutete auf den Goldberg. — „Immer,“ sagte Themo, holte seine Würfel aus dem Schrein und begann keck mit dem Fremden zu spielen. Und wieder war das Glück ihm günstig. Ehe es Abend wurde, war die Hälfte des Goldes sein Eigenthum. Themo wurde nun wieder lustig, trieb allerlei Kurzweil und meinte in seinem Uebermuth: „Ja, spielt nur mit dem alten Themo, das ist ein Glückskind.“ — Da versetzte der Fremde dumpf: „Warten wir das Ende ab.“ — Sie spielten weiter. Und siehe da, von der neunten Stunde an verloren Themo's falsche Würfel ihre Kraft, und der Fremde fing an zu gewinnen. Darüber verlor nun der alte Spieler seinen Kopf und gerieth von Stunde zu Stunde mehr und mehr in eine Art Wuth, die ihn blind machte und die Würfel verkehrt fassen ließ. Um die zehnte Stunde hatte der Fremde all sein Gold wieder gewonnen und noch eine Menge Goldstücke von Themo dazu. Dieser schleppte nun fluchend und stöhnend einen Geldsack nach dem andern herbei und verdoppelte Satz auf Satz. Umsonst. Die Würfel fielen immer ihm zum Schaden. Um die Stunde der Mitternacht hatte Themo sein Gold und dazu alle seine Güter an den Fremden verloren. Bettelarm stand er da. Es schlug gerade zwölf Uhr auf der nahen Domkirche, als

der letzte Wurf um Haus und Hof gefallen war, die der Fremde nun sein Eigenthum nannte. — „Nun, habt Ihr keine Lust mehr, Ritter Themo?“ fragte er mit kaltem Hohne. — „Ich nenne Nichts mehr mein,“ versetzte Themo mit todesbleichem Gesichte. „Was soll ich setzen?“ — „Eure Seele,“ sagte der Fremde. „Setzt sie ein. Hier Alles, was Ihr verloren und mein Gold noch dagegen. Wollt Ihr?“ — Der Alte starrte ihn an, sein graues Haar sträubte sich, die Angst trieb ihm die Augen weit aus dem Kopfe. Er stammelte: „Ihr seid — der Satan.“ — „Ich bin's,“ entgegnete der Unbekannte. „Ihr habt mich ja zum Spiele herbeigerufen. Bis jetzt habt Ihr Euch tapfer gehalten. Zeigt nun, daß Ihr den wahrhaften Spielermuth habt und würfelt mit mir um Eure Seele.“ Da ergriff den alten Spieler die Wuth der Verzweiflung. „Es sei!“ schrie er und griff nach den Würfeln. Er schüttelte sie in der Hand, warf, und es fielen drei Sechsen. Nun sah er den Fremden triumphirend an und rief: „Nun wirf mehr, wenn Du kannst!“ Dieser verzog das Gesicht spöttisch, nahm die Würfel und warf — drei Sieben. Themo sah es und taumelte mit einem gräßlichen Fluche zur Erde. Der Schaum trat ihm vor den Mund, seine Augen verdrehten sich, seine Glieder zuckten krampfhaft. Der Unbekannte aber, in dessen Zügen jetzt die ganze Hölle leuchtete, beugte sich über ihn, packte ihn mit gewaltiger Kraft, schlug die

langen Nägel in Themo's Fleisch und schrie ihm in's Ohr mit gellender Stimme: „Das, Themo, ist das Ende aller Spieler, früher oder später holt sie Alle der Teufel!" Und damit fuhr er mit Themo, den er wie ein Wickelkind in seinen Armen hielt, durch die Decke des Saales, oben zum Dache hinaus und durch alle Lüfte davon. Die Ziegel des zerschmetterten Daches fand man des andern Tages mit Hirn und Blut bespritzt. Themo's Leichnam aber ward nirgends aufgefunden; woraus sich denn schließen läßt, daß der Teufel geradeswegs mit ihm zur Hölle gefahren sei. Themo's Weib starb bald nachher vor Gram. Die Tochter ging, wie sie schon früher gelobt, in ein Kloster. Die guten Soester aber, denen es klar wurde, daß der Fremde Niemand anders, als der böse Feind gewesen sein konnte, nahmen sich das Ende des alten Spielers sehr zu Herzen, und noch lange Zeit nachher fand man keine Spieler mehr in der Stadt; denn ein Jeder, der früher dem Spiele ergeben war, fürchtete, er möchte einmal, wie Ritter Themo, lebendigen Leibes vom Teufel geholt werden.

Friedrich Flender zu Siegen.

„Bleib' mir ja noch im Bette, lieb Weib, und schone Dich! Die Magd kann ja heute noch einmal die Küche besorgen," so sprach an einem heitern Märzmorgen des Jahres 1707 der begüterte und wohlgeachtete Hammerschmied Friedrich Flender in dem freundlichen Dorfe Haardt, im schönen Siegthale gelegen, zu seiner lieben Hausfrau Katharina, die ihm vierzehn Tage vorher ein Paar Zwillinge geboren hatte und in Folge dessen, da sie etwas schwacher Leibesbeschaffenheit war, noch das Bett hüten mußte. Dann hing er das gelblederne Schurzfell um, ohne welches zu jener Zeit kein Hammerschmied sein Haus verließ, denn er trug es mit einem gewissen Stolz als Abzeichen seines geachteten und einträglichen Gewerbes, stülpte den breitkrämpigen Hut auf, küßte sein blasses Weib und sein rothwangiges Töchterlein und ging mit seinem Bruder Jakob aus Fickenhütten und seinem Schwager Johann Schütte aus Müßnershütten, die seiner unten

im Hofe gewartet, auf den Acker, das Feld zu pflügen. Der Knecht Tobias aber fuhr den bespannten Pflug ihnen nach.

Recht warm und belebend sandte die Sonne ihre Frühlingsstrahlen herab; das Gras keimte schon lustig und die Lerche wirbelte fröhlich trillernd im heitern Himmelblau. Aber die Herzen der drei Männer waren nicht so heiter, als der Frühlingsmorgen, sondern vielmehr von schweren Sorgen belastet. In ernstem Gespräche schritten sie dahin. Als wackere Siegerländer und redliche Protestanten gedachten sie der Noth ihres schwergedrückten Vaterlandes, über welches seit mehreren Jahren der hartherzige und intolerante Fürst Wilhelm Hyazinth herrschte, den die Nachwelt mit dem Namen: „der Ungerechte und Wortbrüchige" belegte, der das Land mit kaum zu erschwingenden neuen Auflagen und Steuern belastete und seine armen protestantischen Unterthanen, gleich dem böse Jerobeäm, nicht mit Ruthen, sondern mit Skorpionen züchtigte.

„Laß uns auf unserer Hut sein, Friedrich," sprach während des Ganges Jakob Flender zu seinem Bruder, „glaube mir, der Fürst schenkt es uns gewiß nicht, daß wir ihm bisher so redlich widerstanden. Sein böses Herz sinnt auf Rache, vor Allem gegen Dich und Schütte, weil er glaubt, daß Ihr im vorigen Jahre das Volk aufgewiegelt, mich zu befreien, als er mich so schimpflich in ungerechter Haft hielt. Der Stubenheizer im Schlosse,

ein alter Spielkamerad von mir, hat es mir vor einigen Tagen gesteckt. Der Fürst hat geschworen, an uns ein Exempel zu statuiren, daß sich Kindeskinder noch davon erzählen sollen." — „Du magst Recht haben, Bruder Jakob," antwortete Friedrich finster, „es ist mir auch gar sorglich zu Muthe. Indessen, was ist zu machen? Das Land verlassen und Weib und Kinder seiner Rache preisgeben? Das geht nun einmal gar nicht. Nein, laßt uns ruhig als Männer, Dem, was da kommen möge, entgegensehen. Gott und der Glaube vor Allem! Träfe mich auch ein Unglück, vielleicht gar der Tod, so werdet Ihr ja für Weib und Kinder sorgen. Mich tröste dann der Gedanke: Ein ruhiges Gewissen ist ein sanftes Sterbekissen."

Nicht ohne Grund waren die Besorgnisse der Gebrüder Flender, denn der Fürst Hyazinth haßte sie aus voller Seele, weil sie gerechte Leute waren, von Alt und Jung in ihrer Gemeinde geliebt, Wohlthäter der Armen, Rathgeber und Helfer der Bedrängten und zugleich ächt evangelische Christen, die nicht blos die Versuchungen des Fürsten, ihrem Glauben zu entsagen, standhaft zurückwiesen, sondern auch ihre Mitbrüder Tag und Nacht ermahnten, fest zu halten an Gottes Wort und der Lehre, worin sie geboren.

Schon im verflossenen Jahre hatte Hyazinth den Jakob Flender gefänglich einziehen und in einen finstern Thurm werfen lassen, worin Eidechse und Kröte wohnte.

Ueber diese Unthat aber hatte sich das ganze Siegerland alsobald empört. Protestanten und Katholiken hatten sich in Masse erhoben und der Fürst war gezwungen gewesen, wollte er anders sein Schloß nicht in einen Schutthaufen verwandelt sehen, den unrechtmäßig gefangen Gehaltenen wieder in Freiheit zu setzen. Seit jenem Augenblicke aber brütete er arglistig Rache, und leider war auch die Zeit gekommen, wo sie verderbenbringend über die edeln Flender hereinbrechen sollte.

Auf ihrem Besitzthum angelangt, gaben die drei Männer im Angesichte des offnen Himmels sich noch einmal die harten Hände und gelobten sich einander, wie einst vor Jahrhunderten die Schweizer auf dem Rütli, auch ferner nur der Stimme ihres Gewissens zu folgen und Gottes Wort allein znr Richtschnur ihres Glaubens und Handelns zu nehmen, möge auch von Seiten des ungerechten Fürsten das Entsetzlichste über sie kommen. Dann gingen sie an ihre Arbeit und pflügten als tüchtige Landwirthe mit Fleiß und Umsicht die Felder, welche bald den fruchtbringenden Samen aufnehmen sollten.

Da kam auf einmal gestreckten Laufes ein Haufen Soldaten über die Aecker dahergestürmt und hatte die arglosen Leute nach wenigen Minuten umringt. Ohne Umstände nahmen die feilen Söldlinge die Wehrlosen beim Schopf, stießen sie mit den Kolben, daß ihnen das Angesicht blutete und wollten sie als Gefangene hinweg-

schleppen. Das war aber nun so leicht nicht gethan; denn die Flender und Schütte waren gar starke Leute, deren Arme und Fäuste durch die schwere Hüttenarbeit hart wie das Eisen, das sie schmiedeten, geworden. Mit diesen Fäusten schlugen sie nun, um der schimpflichen Gefangenschaft zu entrinnen, redlich um sich. Mancher der Soldaten taumelte, hart getroffen, mit blutiger Nase in die Furchen des Ackers, andere bekamen so derbe Rippenstöße, daß sie scheu zurückwichen und dadurch dem Jakob Flender und Johann Schütte Gelegenheit gaben zu entspringen. Wie die gehetzten Hirsche flohen sie über das Feld nach dem Wasser zu, sprangen unverzagt bis an den Hals in die Sieg, gewannen das jenseitige Ufer und waren nach einigen Minuten ihren Verfolgern entronnen. Dem armen Friedrich aber ward es nicht so gut; ihn hatte ein mächtiger Kolbenschlag zur Erde geworfen. Hier mußte ihn der eigene Knecht Tobias mit einem der Pferdestränge schimpflich binden. Und so schleppten sie den unschuldigen Mann unter schmählicher Mißhandlung und Verhöhnung nach dem obern Schlosse zu Siegen, woselbst ihn der grollende Fürst hohnlachend am Thore empfing und sprach: „Habt ihr mir das Rabenfutter gebracht? Mögt nur gleich den Galgen errichten lassen, woran diese Höllenfrucht baumeln soll.“ Darauf stieß man den armen Mann in denselben Thurm, worin einst sein Bruder Jakob gesessen, und ließ ihn allein in der dicksten Finsterniß, allein mit seinem

Jammer und den Gedanken an sein armes Weib und die unschuldigen Kinder.

Den folgenden Morgen in aller Frühe riß man den Gefangenen, in dessen Augen wohl kein Schlaf gekommen sein mochte, wieder aus dem Thurm und schleppte ihn vor den Fürsten, der ihn mit den harten Worten anfuhr: „Nun, Du nichtswürdiger, rebellischer Wicht, wie schmeckt Dir die Wohnung bei Molch und Kröte? Hast jetzt hübsch Zeit zur Buße und gottseligen Betrachtungen. Kannst nun bereuen Deine Missethat, daß Du einst mein Volk gegen seinen rechtmäßigen Fürsten und Herrn zur Empörung gereizt und Deinen Bruder und Schandgesellen mit Gewalt befreit hast.“

Friedrich Flender sah dem Wuthschnaubenden mit der Ruhe eines unschuldigen Mannes in's zorngeröthete Antlitz und erwiderte zwar mit geziemender Demuth, doch fest und männlich: „Von alle Dem, dessen mich Eure Hoheit beschuldigen, weiß mein Herz Nichts. Nie war ich meinem mir von Gott gegebenen Landesherrn ungehorsam, noch weniger habe ich jemals das Volk zur Empörung aufgewiegelt. Eurer Fürstlichen Hoheit sind mein Herr und Richter; mein Leben hängt von Dero Ausspruch ab; aber ich verhoffe von der Gerechtigkeit und Gnade meines Hohen Landesherrn, er werde mir armen, unschuldigen Manne kein Leides zufügen.“ — „Schweige, Hund!“ brüllte ihm Hyazinth entgegen. „Deine Worte sind Wind

in einer Flöte, sie klingen gar fein, aber es ist Nichts dahinter. Kurzum, Du bist ein Rebell und hast den Tod zehntausendmal verdient. Er soll Dir auch zu Theil werden. Ehe drei Tage vergehen, zierst Du entweder den Galgen oder des Henkers Schwert kitzelt Deinen störrigen Nacken. Nur ein Mittel giebt's, Dich zu retten: Entsage mit Weib und Kindern und Deiner ganzen Sippschaft Deinem Irrglauben, bekenne Dich zur alleinseligmachenden Kirche, und ich will, trotz Deines schweren Frevels gegen meine Person, Gnade an Dir üben."

Friedrich's Auge blickte neben dem Fürsten weg durch's hohe Schloßfenster hinunter nach dem gottgesegneten Siegthale, nach jener Gegend, wo sein armes Weib vielleicht um ihn verzweifelte, und es ward ihm so weh um's Herz, daß ihm das helle Thränenwasser in die Augen quoll. Er gedachte, welch' ein unsäglicher Jammer über seine Familie kommen würde, wenn er so unehrlichen Todes stürbe, und er ward betrübt bis in den Tod und sein kummerschweres Haupt sank unwillkürlich auf seine männliche Brust. So stand er einige Augenblicke in stummen Schmerze da.

„Nun, Wicht, keine Antwort?" schnaubte der Fürst, und einer der wachthabenden Schergen stieß ihn unsanft mit der Faust in die Rippen.

Friedrich's Herz empörte sich über solche Behandlung, das Blut stieg ihm zu Gesicht und die großen Stirn-

adern schwollen mächtig auf; aber mit fast übermenschlicher Anstrengung drückte er den Zorn in die kochende Brust zurück und sprach gefaßt, aber mit bebender Stimme: „Ew. Fürstlichen Hoheit fordern mehr, als den Tod meines Leibes, Sie fordern den Tod meiner Seele. Wenn es denn sein muß, daß ich unschuldiger Mann verderbe, so will ich doch lieber diese Würmerspeise, als den unsterblichen Geist verloren sehen. Ich lebe und sterbe meines Glaubens, und so mit mir meine Brüder und so mein Weib und meine Kinder."

„Nun denn, so hast du genug gelebt, Wurm!" zürnte der ungerechte Fürst und befahl den Schergen, den frommen Flender wieder in den Thurm zu werfen und ihn mit Ketten krumm zu schließen, sein Haupt der Erde zugeneigt.

Drei schlimme Tage und noch schlimmere Nächte vergingen ihm in dem dumpfigen und feuchten Loche. Die eisernen Ketten drückten ihm die Gelenke und Knöchel an Händen und Füßen wund. Noch mehr aber schmerzte ihn der mit Gewalt gekrümmte Nacken, den er, als ächter Siegerländer, Zeit seines Lebens stolz und furchtlos aufrecht getragen hatte. Dazu kam nur selten ein Funke des tröstenden Schlafes in seine thränenvollen Augen. Immerdar sah er im Geiste seine jammernde, bleiche Katharina vor sich und sein kleines Mädchen mit den rosigen Wangen und Kornblumen-Augen, und die beiden kleinen Engel, welche

ihm der gnädige Gott erst vor vierzehn Tagen bescheert hatte. Sein Herz wollte ihm fast brechen vor übergroßer Wehmuth und seine Ketten wurden schier rostig von seines Auges überquillenden Thränen. Aber dann, wenn es sogar tiefe Nacht in seinem Gemüthe war, kam ihm, wie ein trö=stender Engel, der Gedanke an Gott, den allgerechten und gnädigen Vater des Himmels und der Erden, der keinen Sperling vom Dache fallen und kein Haar des Hauptes krümmen läßt ohne seinen Willen, und seine Seele erhob sich im flüsternden, aber innigen Gebete und seine Lippen stimmten leise den neuen, wunderschönen Gesang von Paul Gerhard: „Befiehl du deine Wege" u. s. w. an. Und wenn er einige Verse gesungen hatte, so überkam es ihm, wie der Friede Gottes, seine Thränen hörten auf zu fließen und der langentbehrte Schlummer drückte ihm unvermerkt die Augenlieder zu.

Da, am dritten Tage seiner Gefangennehmung, den 29. März, in der frühesten Morgenstunde, öffnete sich plötz=lich die Thüre seines Kerkers. Ein Corporal und vier Soldaten traten herein. Ihnen folgte in schwarzem Prie=stergewande der damalige Hofkaplan des Fürsten. Mit kurzen und zugleich lieblosen Worten wurde dem Gefan=genen eröffnet, daß Se. Hoheit Fürst Wilhelm Hyazinth kraft landesherrlicher Gewalt ihn als Rebell und Ver=räther zum Tode des Schwertes verurtheilt habe, welcher nach einer Stunde erfolgen solle.

Der unglückliche Friedrich war wie vom Donner gerührt. Er hatte im Herzen noch immer gehofft, der Fürst werde es bei seinen entsetzlichen Drohungen lassen und ihn, wenn auch erst nach langer und qualvoller Haft, am Ende doch wieder freigeben. Nun aber lag auf einmal die entsetzlichste Wirklichkeit, ein unehrlicher Tod, grausig vor ihm. Seine Kniee zitterten, als ihm die Bande abgenommen wurden, seine Zähne klappten zusammen und ein eisiges Frösteln durchrieselte ihm den ganzen Körper; er vermochte sich kaum auf den Füßen zu erhalten. Da erhob er seine Seele zu seinem Vater im Himmel und dachte: „Sein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden. Soll ich auch hier elendiglich verderben, so weiß ich doch, daß mir in seinem Schooße Freude und Wonne wird.“ Und nachdem er inbrünstig gebetet, bat er den Corporal, ihm doch ein Stücklein Papier und eine Feder zu besorgen, damit er wenigstens von seiner Hausfrau schriftlich Abschied nehmen könne. Der Corporal, dem Flender's Schicksal zu Herzen ging, ließ ihm das Geforderte sogleich holen. Der arme Friedrich kniete alsbald auf die nasse Erde des Thurmes hin und schrieb mit zitternder Hand, einen Stein als Tisch gebrauchend, beim Schimmer einer Laterne folgenden Brief:

„Herzliebe Hausfrau! Katharina Flenderin!

Ich verbleibe Euer Ehegemahl bis in den Tod, welcher mir so eben ist angekündigt worden. So es nun

auch ja sollte vollbracht werden — obgleich ich noch bis zum letzten Augenblicke mich Gottes und meines Fürsten Gnade vertröste, weil ich sicher bin, daß ich kein Arges noch Böses jemals gegen die gnädige Regierung im Schilde geführet, sondern nur über die schwere und große neue Auflage geklagt, wie viele der armen Unterthanen gethan — und wenn wir uns in diesem zeitlichen Leben nicht wiedersehen sollten, so bitte ich Dich, herzliebe Katharina, Alles mit Geduld und Verstand zu überwinden! auch gute Acht auf die drei unmündigen Kinder zu haben, damit sie christlich auferzogen werden und der himmlische Vater Euch sammt und sonders ein Verpfleger sein möge.

Vale! 1707 den 29. März.

Allen Freunden gute Nacht."

Der brave Corporal gelobte, den Brief redlich in die Hände der trauernden Katharina zu befördern, und Friedrich schritt hierauf, von den Soldaten geführt, aus seinem Kerker hinaus in die mildwehende Frühlingsluft und den warmen Sonnenschein — es war gerade einer von den sieben Sommertagen des Märzes — um Allem, was ihm lieb und theuer war, für diese Welt Ade zu sagen. Und wieder schweifte sein Blick nach der Haardt hinunter, wo seine Lieben wohnten, und die Lust am Leben ergriff ihn gar gewaltig, während die Angst des Todes sein Herz zusammenpreßte. Flehend sank er vor

dem bereits auf dem Hasengarten harrenden Fürsten, der sich an der Todesangst seines Opfers weiden wollte, auf die Kniee und beschwor ihn mit lallender Zunge, doch ja sein unschuldiges Blut nicht zu vergießen und ihm, wenn er wirklich ohne Wissen und Willen gesündigt habe, doch zu vergeben, um seines armen Weibes und der unmündigen Kinder willen.

Aber der Fürst hatte kein Ohr für die Stimme der Unschuld. Er hohnlachte, wie ein Teufel, und spottete laut: „Jetzt kannst Du bitten, rebellischer Hund, aber im vorigen Jahre wagtest Du mir zu trotzen mit frecher Zunge. Ich bin taub für Dein Geheul. Meister Hans, thut Eure Schuldigkeit! kürzt den Burschen um eine halbe Elle, und laßt den Knecht den Nagel bereit halten, womit wir des Rebellen Kopf auf den Pfahl festigen wollen: mit dem Gesicht hinunterschauend nach der Haardt, seinen Brüdern und allen Gottlosen zu ewiger Warnung."

Verzweifelnd blickte Friedrich um sich, aber nirgends sah er Hülfe noch Rettung. Die Gesichter der Soldaten schauten theilnahmlos auf ihn nieder. Einige der rohen Gesellen spotteten sogar des Armen und riefen ihm zu: „Bravo, Bäuerlein! erniedrige Dich nur, auf daß Du bald erhöhet werdest." — Der Fürst aber nickte den Frevelnden wohlgefällig Beifall zu.

Da erfaßte ein gerechter Grimm des gequälten Mannes Herz. Rasch sprang er auf, sah den bösen Fürst

mit rollenden Augen an und sprach mit lauter, tönender Stimme: „Nun denn, Du ungerechter und ungetreuer Statthalter im Reiche Gottes, so laß mein unschuldiges Blut, unter dem Richtschwert verströmend, diesen Boden düngen. Mein himmlischer Vater, dem Du einst wirst Rechenschaft ablegen müssen über Deine Thaten, wird aus dieser Blutsaat die Frucht Deines eigenen Unglücks hervorkeimen lassen. Er wird Dich verstoßen aus Deinem Erbe, daß Du fern von Deinem Vaterlande unstätt und flüchtig umherirrst Dein Leben lang. Ich vergebe Dir, aber Gott wird Dich richten."

Und noch einmal sank Friedrich Flender auf die Kniee, sandte zum Himmelsgewölbe, um welches sich seit einigen Minuten dunkle Regenwolken gelagert hatten, ein lautes, andächtiges Vaterunser empor. Dann winkte er abschiedsnehmend nach der Haardt hinunter und sprach leise: „Ade, lieb Weib und Kinder, ade, meine Brüder! Gott segne Euch und mein geliebtes Vaterland!" Rasch bot er den männlichen Nacken dem Schwerte dar. Der Fürst winkte, Meister Hans schlug tapfer zu und Flenders Kopf rollte auf den Rasen hin, während die Quelle des Blutes aus seinem Leibe hoch empor und so weit umherspritzte, daß sogar des Fürsten Schlafrock damit besprengt wurde. Nun ward des Märtyrers Kopf auf eine lange Stange genagelt und am Marburger Thore allen Reformirten zum Hohne aufgesteckt. Den Körper aber legte man in

eine rohgezimmerte Lade und ließ ihn zu Weidenau auf dem Kirchhofe an der Mauer schimpflich einscharren.

So fiel der wackere Friedrich Flender in der Blüthe des Mannesalters, als ein Opfer despotischer Willkür des Fürsten Wilhelm Hyazinth, der sich nach vollbrachter Gräuelthat an den Kaffeetisch setzte und ruhig seine Pfeife schmauchte, als wäre Nichts geschehen.

Aber die Strafe Gottes sollte schnell über den ungerechten Fürsten hereinbrechen und des gemordeten Flenders prophetische Worte bald in Erfüllung gehen. Das ganze Land empörte sich dieser Unthat wegen gegen Hyazinth und verweigerte ihm für immer den Gehorsam. Schrecken und Entsetzen herrschte in Aller Herzen. Der damalige reformirte Fürst Friedrich Wilhelm Adolph, dem die Hälfte des Landes und der Stadt Siegen gehörte, machte öffentlich bekannt, daß eine Kaiserliche Commission unverzüglich von Köln eintreffen und er bis dahin jeder Gewaltthat des Fürsten Hyazinth Gewalt entgegensetzen werde. Die Kaiserliche Commission traf ein. Die mannigfaltigsten Klagen und Beschwrrden gegen Hyazinth wurden ihr eingereicht. Die letzte und schwerste aber brachte Jakob Flender und Johann Schütte im Namen der verwittweten Katharina Flender vor, die auf dem Krankenbette hart darniederlag, so schwer hatte sie die Nachricht von dem Tode ihres Eheherrn getroffen. Die Kaiserlichen Räthe sprachen Recht in vollem Sinne des

Wortes. Fürst Wilhelm Hyazinth wurde, weil er 1) sein Land so sehr gedrückt; 2) die Artikel des Westfälischen Friedensschlusses, die Religionsduldung gebieten, so schmählich verletzt, und endlich 3) eines freien Mannes Blut unschuldig vergossen hatte, seines Fürstenthumes entsetzt und ihm geboten, alsobald sein väterliches Erbe für immer zu verlassen. Wuthschnaubend zog er von dannen. Der armen Katharina aber wurde der von den Kaiserlichen Räthen Solemander und Mans unterzeichnete Bescheid, daß ihr Ehemann unschuldig und ungerecht verurtheilt und gerichtet sei und sein Tod keineswegs seinen Nachkommen zum Schimpf gereichen könne.

Vier Wochen aber nach dieser unglücklichen Begebenheit, den 26. April 1707, an einem schönen Lenztage, wo die Bäume schon blühten und die Fluren des Siegerlandes mit dem herrlichsten Grün geschmückt waren, bewegte sich ein großer Trauerzug in dem Dorfe Weidenau nach dem Kirchhofe hin. Es war die Leiche des edlen Friedrich Flender, die, von Alt und Jung im ganzen Lande gefolgt, heute ehrlich zur Erde bestattet werden sollte. Man hatte sie auf Befehl der Kaiserlichen Commission wieder ausgegraben, und sie war seit dreien Tagen festlich geschmückt in einem Hause zu Weidenau ausgestellt gewesen. Mit allen üblichen Ehren und Ceremonien wurde sie jetzt der ewigen Ruhe übergeben.

Und als der ehrwürdige silberhaarige Inspector Eber-

hardi in der Leichenrede mit vor Rührung zitternder Stimme das ganze Leben des gemordeten Flenders noch einmal durchging und mit strömender Rede alle guten Thaten des Edlen aufzählte; wie er ein Vater der Waisen und ein Helfer der Bedrängten und Kranken gewesen; treu in Erfüllung seines Wortes, standhaft wie im Leben, so auch im Sterben; und wie er seinen entsetzlichen Tod mit glühenden Worten schilderte und zum Schlusse die tröstende Versicherung hinzufügte, daß dem frommen Dulder dort oben nun die Palme des Sieges geworden sei, da zerflossen selbst die Herzen der rauhen Hüttenleute in tiefer Rührung, ein lautes Schluchzen lief durch die zahllose Menge und die Wehklage tönte hinauf bis zum Himmel.

Aus dem Blute des Märtyrers aber sproßte der schöne Baum der religiösen Duldung hervor und ward im Verlaufe eines Jahrhunderts immer größer und größer; seine dichtbelaubten Zweige überwölben jetzt schützend das theure Vaterland und in seinem Schatten wohnen Katholiken und Protestanten als Brüder in Eintracht und Liebe zusammen. Ein gerechter Fürst ist der treue Pfleger dieses Baumes, dessen Aeste mit der Zeit die ganze Erde überwachsen mögen, daß alle Menschenbrüder sich seiner köstlichen Früchte erfreuen können.

Der Bäcker zu Dortmund.

Die wahre Frömmigkeit besteht in Gottesfurcht und Menschenliebe. Wer nach Christi Willen fleißig voll dankbaren Herzens zu dem Geber alles Guten betet und dabei die Nackten kleidet, die Hungrigen speiset, die Durstigen tränket, der ist seinem Vater im Himmel wohlgefällig. Sein Lohn ist schon in dieser Welt groß; denn er trägt ein ruhiges Gewissen in der Brust. Das hält ihn aufrecht im Leben wie im Tode; das macht ihm seine Sterbestunde sanft und leicht und läßt ihn in der seligen Gewißheit, dort oben warte seiner die verheißene Belohnung für alle guten Thaten, in den Schooß des Allbarmherzigen hinüberschlummern. Wer aber der Noth seiner Nebenmenschen sein Ohr verschließt; wer, selbst begütert, die Wittwen und Waisen darben läßt, der mag Tag und Nacht auf den Knieen liegen und beten und fromme Seuf-

zer gen Himmel schicken; er wird sich doch keine Seligkeit erflehen und es wird ihm am Ende ergehen, wie es vor vielen Jahrhunderten einem reichen Bäcker zu Dortmund, geheißen Beverde, ergangen ist.

Dieser versäumte keinen Gottesdienst und war in der Kirche immer der Andächtigste, so daß ihn Jeder, der ihn nicht kannte, für den Frömmsten aller Menschen halten mußte. Aber dabei war sein Herz durch und durch hart wie Stein, und er ein alter Filz, der Tag und Nacht schabte und scharrte, um seinen eitlen Mammon zu häufen, den er in vielen großen Geldsäcken unten im Keller seines Hauses verwahrte. Auch war er ein sogenannter Kornjude, der, wenn Gott das Land mit Fruchtbarkeit segnete, viel des Segens wohlfeil aufkaufte, um ihn in den Jahren, wo Mißwachs eintrat, zu hohem Preise wieder loszuschlagen. Da mochten nun die Armen halbverhungert vor seiner Schwelle winseln um ein Stücklein Brod, er erbarmte sich nicht ihres Elendes, und wenn er einmal, wie er es nannte, seine milde Hand aufthat, so war es höchstens ein Stück verschimmelt Brod, das er der Armuth reichte. Um so schändlicher war sein Geiz zu nennen, da er weder Kind noch Kegel hatte. Seine einzige Anverwandte war eine Schwester, die, zehn Jahre älter als er, in bitterer Armuth lebte und sich durch Spinnen nur kläglich ihr Leben fristete. Aber wie alle Menschen, so haßte er auch diese. Dieser Haß war schon in früher Jugend in ihm entstan-

den und nur darum, weil seine Schwester die größte Herzensgüte besaß und Mitleid an Allen, die da darbten, übte, also von ihm in jedem Stücke das Gegentheil war. Sie hatte sich frühzeitig verheirathet mit einem armen, aber fleißigen Leinweber. Schon hatten sie sich zusammen ein kleines Vermögen erworben. Da rief ihn der Herr in's Himmelreich. Seine trauernde Wittwe und drei unerzogene Kindlein blieben zurück. Da nun der Ernährer fehlte, so mußte die arme Wittwe nach und nach Alles verkaufen, um für sich und die lieben Kindlein Lebensunterhalt zu schaffen; denn sie selbst war damals kränklich und konnte Nichts verdienen. Als die Noth bei ihr auf's Höchste stieg, ging sie zu ihrem Bruder, dem Bäcker, und sprach zu ihm mit thränenvollen Augen: „Herzlieber Bruder, der Du mit mir unter einem Herzen gelegen, laß mich und meine Kleinen nicht elendiglich verkommen. Du hast ja des Gutes die Hülle und Fülle. Gib mir nur die Brosamen, welche bei Dir übrig bleiben. Sie können uns vor Hunger schützen." — Er gab ihr zur Antwort: „Wer da Thorheiten begeht, mag sie auch büßen. Hättest Du vor sechs Jahren meinen Rath befolgt und nicht den Lumpenkerl den Leinweber, sondern den reichen Kornhändler zum Manne genommen, so brauchtest Du jetzt nicht den Bettelstab zu ergreifen. Von mir bekommst Du für Deine hungrigen Plagen kein Mehlstäubchen, vielweniger ein Stücklein Brod." Und damit führte er sie zur Thüre

hinaus und riegelte hinter ihr zu. Die arme Wittwe wandelte betrübten Herzens nach Hause; aber sie grollte dem hartherzigen Bruder nicht; denn sie war eine ächte Christin, die selbst dem Feinde vergab. Auch dachte sie: „Die Zeit wird ihn vielleicht zur Milde stimmen und das brüderliche Gefühl wieder in seiner Brust erwecken.“ Das geschah aber nicht. Jahre vergingen, ohne daß er sich um die Schwester und ihre Kinder kümmerte.

Diesen half indessen der liebe Gott. Er nahm der armen Wittwe die schwere Kinderlast nach und nach ab und machte ihre lieben Kleinen zu Engeln. Nur Eins ließ er ihrem gramvollen Herzen zum Trost. Das war eine stille fromme Dirne, welche die Mutter getreulich und unermüdet pflegte. Schon hatte sie das vierzehnte Jahr erreicht und konnte der Mutter redlich unter die Arme greifen. Da zog eine böse Seuche durch's ganze Land, raffte viele Tausend Menschen und auch das Töchterlein der Wittwe hin. Nun stand diese ganz hülflos da. Doch der Herr wollte sie noch härter prüfen. Es entstand eine große Theuerung in ganz Westfalen, so daß die Armen das Korn nicht zu bezahlen vermochten, und Kartoffeln gab es damals noch nicht. Diese durchzogen nun bettelnd das Land. Das konnte aber die arme Schwester des reichen Bäckers nicht; denn ihr rechter Fuß war gelähmt, und sie vermochte sich kaum von der Stelle zu bewegen. Sie mußte also wieder ihre Zuflucht zu dem

hartherzigen Bruder nehmen, dem sie seit vielen Jahren nicht vor's Angesicht gekommen war.

Es war gleich nach Mittagszeit, als der Bäcker gerade auf dem Lotterbettlein lag, um von der Morgenarbeit ein wenig auszuruhen. Aber er schlief nicht, sondern brütete über neue Pläne, seinen Reichthum zu mehren. Die beste Aussicht war für ihn da. Seine Scheuern und Böden waren voll Getreide bis zum Hahnebalken hinauf. Aber er schlug es noch immer nicht los; denn er wußte, daß bis zum Winter der Roggenpreis bis auf das Doppelte steigen würde. Da öffnete sich langsam die Thüre seines Gemaches. Ein Weib trat herein, in Lumpen gehüllt, blaß wie der Tod und abgemagert fast zum Gerippe. Es war seine Schwester. Er aber erkannte sie nicht, so sehr hatte sie sich in den letzten zehn Jahren verändert. Und da er glaubte, daß es ein gewöhnliches Bettelweib wäre, so wurde er über ihre Frechheit, in sein Gemach zu bringen, kirschbraun vor Zorn im Gesichte und in der Wuth hetzte er seinen großen Hund auf sie, der unter dem Bette lag. Der Hund fletschte die Zähne und fuhr auf sie los. Sie aber schrie in ihrer Angst vor dem wüthenden Thiere: „Rette mich, Bruder, rette mich!" Als er nun erfuhr, wer sie war, pfiff er das wüthende Thier zur Ruhe. Sonst aber blieb er ruhig auf dem Bette liegen und hieß sie nicht willkommen. Sie begann nun in den rührendsten Worten ihre Noth zu schildern, und

wie sie so ganz verlassen in der Welt sei, und bat ihn bei den Wunden des Erlösers, ihr doch ein kleines Plätzlein in seinem großen Hause einzuräumen, sie wolle ja die härteste Arbeit verrichten und mit der schlechtesten Kost vorlieb nehmen. Er solle sie nur nicht dem Hungertode preisgeben. Der geizige Bruder, der dadurch, daß sie ihn gestört hatte in seinem Nachsinnen, sehr übler Laune geworden war, erwiederte mürrisch: „Gut denn, ich will Dir ein Plätzchen unter meinem Dache und auch Nahrung gewähren; aber ich zweifle, daß Du mit Beiden zufrieden sein wirst. Sieh her, hier magst Du wohnen und schlafen; die andern Räume meines Hauses sind schon übervoll." Und damit führte er sie auf den Hof und wies auf eine große leerstehende Hundehütte. „Und auf daß Du nicht verhungerst, so nimm und iß." Er zog ein Stück Waizenbrod aus der Tasche und bot es ihr dar. Da ihr Hunger gar so groß war, so langte sie hastig darnach und versuchte es anzubeißen. Doch siehe da, es war vor Alter so hart, daß es wohl der Zähne eines Bullenbeißers bedurft hätte, um es zu zermalmen. Die alte Frau bemühte sich vergebens daran. Nach wenig Augenblicken entfiel es ihren zitternden Händen, und sie stürzte vor Schwäche ohnmächtig nieder. Der Bruder ließ sie unbekümmert liegen und ging wieder in sein Gemach. Wahrscheinlich wäre sie auf der Stelle gestorben, wenn eine alte Magd sich ihrer nicht angenommen und sie durch

Waschen mit kaltem Wasser und Einflößrn eines Tröpfleins Bier wieder zu sich gebracht hätte. Diese steckte ihr auch heimlich einen Bissen genießbaren Bro'des zu. Nachdem die Wittwe wieder so viel Kraft gewonnen, daß sie eben fortkriechen konnte, begab sie sich in stummer Verzweiflung nach ihrer Hütte. Hier sank sie auf ihr elendes Strohlager, dann betete sie inbrünstig zu Gott, er möge sie doch von ihrem Leiden erlösen. Nun schloß sie die Augen, um sie nie wieder aufzuthun.

Indessen schlug es vier Uhr. Das Glöcklein der nahen Kirche rief zur Vesper. Der Bäcker, der nie die Kirche versäumte, zog schnell sein gutes Röcklein an und wandelte zum Gotteshause, um zu beten. Als der Gottesdienst beendet war, verfügte er sich rasch wieder nach Hause, denn er war sehr mißtrauisch und überließ daß Seinige nicht gern dem Gesellen und der Magd. Kaum war er einige Stunden wieder daheim, so brach ein großer Bürgeraufruhr aus, der vor Allen die Vornehmen und Begüterten der Stadt bedrohte. Das Volk litt allzugroße Noth und begann deshalb voll Frevel die Häuser Derer zu stürmen, die noch immer im Ueberflusse schwelgten. Auch auf des reichen Bäckers Haus stürmte die tobende Menge los. Man drohte, es zu plündern und ihn selbst todt zu schlagen. Der Bäcker hatte beim ersten Aufruhrgeschrei sogleich Thüre und Fenster verrammelt. Er selbst flüchtete sich in den festen Keller seines Hauses, der ihm,

bis die Ordnung wieder hergestellt war, Sicherheit gewähren konnte. Einen Sack voll kleiner Brode und einen großen Krug voll Wassers nahm er in aller Eile mit sich So konnte er unten mehre Tage harren, ohne Mangel zu leiden. Kaum hatte er die eiserne, mit schweren Riegeln versehene Thüre hinter sich geschlossen, so zertrümmerte das hungernde Volk die Thüre seines Hauses, brach herein und verwüstete Alles, was ihm unter die Hände kam. Der Bäcker hörte das Geschrei und knirschte mit den Zähnen. Er hatte sich auf seine Geldsäcke gesetzt und wartete so von Stunde zu Stunde, bis daß es ruhig würde. Die Nacht hindurch ließ ihn die Angst nicht essen. Am andern Morgen aber meldete sich bei ihm der Hunger. Da griff er hinein in den Sack, worin die Brode waren, faßte eins und wollte anbeißen. Siehe da — es war durch ein Wunder zu Stein geworden und große Blutstropfen hingen wie Schweißperlen daran. Schaudernd warf er es von sich uud ergriff ein zweites Brod. Es war ebenso verwandelt als das erste. Und so ein drittes und viertes. Da ließ er den Sack fallen und nahm den Wasserkrug, um wenigstens seinen Durst zu löschen. Entsetzlich! Das Wasser drinnen war zu Blut geworden. Da fiel ihm ein, wie schwer er sein Lebenlang an allen seinen Nebenmenschen und besonders an seiner armen Schwester gesündigt hatte, und er fiel auf die Kniee und begann laut zu beten, Gott möge ihm doch seine übergroße

Sünden verzeihen; er wolle bereuen und für die kommenden Tage ein besserer Mensch, ein Wohlthäter der Armen, ein Vater der Wittwen und Waisen werden. Nachdem er so eine Stunde gefleht und die Hände gerungen hatte, faßte er auf's Neue in den Brodsack; — abermals dieselben schrecklichen Wunderzeichen. Da ergriff den alten Geizhals die Verzweiflung, so daß er mit dem Kopf gegen die Steinwände rannte und ihn zu zerschmettern versuchte. Allein auch das gelang ihm nicht. Nach dem ersten Versuche stürzte er betäubt zu Boden.

Viele Stunden lag er so. Endlich erwachte er wieder. Da begannen auf's Neue Hunger und Durst ihn auf's Grimmigste zu plagen. Und keine Rettung für ihn. Hier das zu Stein verwandelte Brod und oben in seinem Hause die brüllende Menge, die nach seinem Leben trachtete. Wieder begann er zu beten und um Gnade zu rufen; aber der Barmherzige blieb taub für den gottlosen Mann, der immerdar an allen seinen Menschenbrüdern unbarmherzig gehandelt hatte. Inmitten seiner gefüllten Geldsäcke gab er am Abend des andern Tages elendiglich unter großen Qualen seinen Geist auf. So ward an ihm der Spruch erfüllt: Wehe den Unbarmherzigen; denn sie werden keine Barmherzigkeit empfahen. Einige Tage später, als der Volksaufruhr gedämpft war, suchte die alte Magd, die glücklich entronnen war, ihren Herrn im Keller, um gute Nachricht zu bringen. Sie pochte umsonst an die Thür; sie rief,

aber vergebens; ihr ward keine Antwort. Sie zeigte es dem Rathe an. Dieser ließ die Thür erbrechen. Da fand man den alten Geizhals mit entstellten Zügen todt auf seinen Geldsäcken liegen. Das Brod hart wie Stein, voll Blutstropfen und den Wasserkrug gleichfalls mit Blut gefüllt. Nun schrie Alles Wunder über Wunder und Jeder erkannte das Strafgericht Gottes. So starb der alte Geizhals eines jämmerlichen Todes. Sein ganzer Reichthum, der sich auf viele tausend Goldgulden belief, nebst Haus, Wiesen und Aecker, fiel, da er keine Anverwandte hatte, der Stadtkasse anheim. Aus seinem Ende aber mag jeder Christ die Lehre nehmen, das unrecht Gut nimmer gedeiht und dem Herrn im Himmel Beten und Singen nur dann gefällt, wenn es aus einem christlich-frommen Herzen kommt und sich mit einem christlichen Lebenswandel eint.

Das Wichtelweibchen im Münkenloch.

Nicht weit von dem Städtlein Rinteln an der Weser liegt auf dem Paschenberge ein altes Schloß, genannt die Schaumburg. Drin hauste vor alten Zeiten ein Graf, der war der schönste Mann und der tapferste Ritter auf viele Meilen umher. Dabei war er leutselig und guten Herzens. Seine Unterthanen lobten ihn sehr; denn er führte ein mildes Regiment, kehrte, wenn er von seiner Burg herunterritt, oft in ihre Hütten ein, plauderte mit den Alten, herzte die Kinder und mitunter auch die Weiber und Mädchen. Ueberhaupt war den schönen Frauen und Jungfrauen wohl etwas mehr gewogen, als es seiner lieben Hausfrau Recht war. Diese, eine sehr verständige und wackere Dame aus hochedlem Geschlechte und eben so schön und tugendreich als ihr Gatte, war in vielen Dingen das Muster einer Rittersfrau; aber sie besaß in ihrem Wesen mehr Ernst und Strenge, als Anmuth und die Kunst zu gefallen. Das aber war es, was der Graf, ihr Eheherr, so sehr an den Frauen liebte. Sie lebten

darum nicht ganz glücklich miteinander, wiewohl der Graf seine Gemahlin hochschätzte und ihr in Liebe und Treue ergeben war. Obschon sie schon mehre Jahre miteinander vermählt waren, so hatte der Herr doch ihr Ehebette nicht gesegnet und noch war kein holdes Sprößlein aus dem Schooße der Gräfin emporgeblüht. Das machte den Grafen, der sich einen Erben wünschte, oft unwirsch und seine Hausfrau traurig. Da suchte er denn Zerstreuung auf der Jagd, oder er besuchte seine Unterthanen, sah nach dem Rechten und that zugleich, — was wohl eigentlich nicht ganz Recht war, das heißt, er schäkerte mit den schönen Jungfrauen. Aber dennoch fiel es ihm nicht ein, seiner Ehegemahlin untreu zu werden. Dazu liebte und schätzte er sie zu aufrichtig.

Aber was einer irdischen Jungfrau nicht gelang — sein Herz von seiner Gemahlin abzuwenden — das sollte einer Elfe gelingen, die in dem herrlichen Stromthale der Weser wohnte und vom Volke die Zwergin oder das schöne Wichtelweibchen genannt wurde. Dieses zauberhafte Wesen war nur fünf Spannen lang, aber von der wunderbarsten Schönheit, so je eine Elfe besessen. Man hatte sie oft des Nachts, wenn der Mond herrlich schien, auf der Wiese mit Ihresgleichen tanzen sehen. Wem nun ein solches Glück zu Theil ward — es mußte natürlich ein Sonntagskind sein; denn nur diese können Geister, Feen und Elfen sehen — der wußte nicht genug zu er-

zählen von ihrer kleinen, überaus zierlichen Gestalt, von dem langen Goldhaar, das ihre Glieder umfloß, von ihrem zauberischen Gesange, der den, welcher ihn hörte, in Schlummer wiegte. Nun geschah es einmal, daß der Graf von Schaumburg eines Abends spät von der Jagd zurückkehrte, um nach seiner Burg zu gehen. Er hatte sein Gefolge vorausgeschickt und wandelte allein, in Gedanken versunken, dicht an einer Höhle, das Münkenloch genannt, vorbei. Es war ein wunderherrlicher Abend, der Mond verbreitete Tageshelle, kein säuselndes Lüftchen störte die süße Stille. Da drang aus dem Eingange der Höhle auf einmalein sanfter Gesang hervor. Der Graf blieb stehen und horchte erstaunt. So glockenhelle und dabei doch rührende Töne hatten noch nie sein Ohr berührt. Es war die Elfe, welche der Nacht und dem Monde ihre geheime Sehnsucht nach der Liebe eines Sterblichen klagte. Der Graf stand eine Zeit da, wie verzückt; er horchte und horchte. Aber als die Töne durch sein Ohr ihm in's Herz drangen, da fühlte er zugleich, wie der Schlummer seine Augenlieder beschlich. Er lagerte sich auf den weichen Waldrasen und entschlief lansam, eingelullt von der lieblichen Weise der schönen Zwergin. Da endete diese ihr Lied und trat aus der Höhle hervor, um auf der nahen Waldwiese mit ihren Gespielen den Elfenreihen zu tanzen. Plötzlich erblickte sie den schönen Schläfer, dessen Gesicht der Mondstrahl freundlich beschien. Und wie sie ihr Auge auf ihn rich-

tete, ward es ihr ganz wunderbar im Herzen. Sie fühlte, das war der Sterbliche, nach dem sie sich gesehnt hatte, und erglühte in heftiger Liebe zu ihm. Sie beugte sich über ihn herab, hauchte einen Kuß auf seine Lippen und streichelte seine gebräunte Wange mit ihrer kleinen lilienweißen Hand. Dann schlüpfte sie nach der Waldwiese hin, rief einige ihrer vertrautesten Gespielinnen herzu und trug mit ihrer Hülfe den Grafen in die Höhle. Hier bettete sie ihn sanft auf ein Mooslager, setzte sich neben ihn und versenkte sich in die süße Betrachtung seiner Schönheit, die ein magisches Licht, das aus den Felsspalten der Höhle drang, anmuthig verklärte.

Nach einer Stunde erwachte er wieder. Sein erster Blick begegnete zwei Augen von so ausnehmendem Glanze, wie er noch nie in dem Antlitz einer Sterblichen geschaut. Sie gehörten der Elfe an. Sie hatte das Haupt über ihn gebeugt und ihr langes Goldhaar umfloß seine Wangen. Verwundert frug er die liebliche Zwergin, wer sie sei und wo er wäre. Da sagte sie ihm, was er zu wissen verlangte und gestand ihm zugleich, wie sie ihn für den schönsten Ritter im ganzen Stromthale der Weser halte, und was dergleichen Schmeichelworte noch mehr waren. Und sie sagte das Alles so verlockend und süß und funkelte ihn mit den sehnsüchtigen blauen Augen so verliebt an, daß dem edlen Grafen schier Hören und Sehen verging. Genug, er fiel in das goldene Liebesnetz, mit dem

ihn die kleine Elfe umspann und verbrachte die Nacht in freundlichem Gekose mit ihr. Als die Morgensonne das Weserthal mit rosigem Schimmer erfüllte, nahm der Graf, den Pfeil der Liebe tief im Herzen, von der Elfe Abschied, nachdem er versprochen, daß er in der folgenden Nacht sie auf's Neue besuchen wollte. Wie träumend stieg er zu seiner Burg hinauf. Am Thore stieß er auf einen Haufen seiner Knechte, die von seiner Hausfrau ausgesandt worden waren, ihn zu suchen, denn sie war wegen seines Ausbleibens die Nacht über in großer Angst gewesen; fürchtete sie doch, er möchte auf der Jagd der Gewalt eines wilden Thieres erlegen sein. Die Knechte jubelten laut, als sie ihren Herrn erblickten. In demselben Augenblicke stürzte auch seine Hausfrau über die Zugbrücke der Veste, flog an seinen Hals, küßte ihn und nannte ihn mit den zärtlichsten Namen, Solche Freude hatte sie, ihren lieben Eheherrn ungefährdet wiederzusehen. Der Graf aber bemerkte das kaum. Stumm und kalt ließ er sich ihre Umarmungen gefallen, erwiederte sie aber nicht; denn seine ganze Seele war noch von den Reizen der kleinen Elfe erfüllt. Als die Gräfin bemerkte, daß ihr Gemahl sich kalt von ihr abwendete, da ging sie in ihr Kämmerlein und weinte bitterlich. „Eine Andere hat mir sein Herz geraubt," dachte sie. „Nun ist es mit dem ganzen Lebensglücke für immer vorbei. Was hift es mir nun, wenn ich ihm auch die frohe Nachricht überbringe und ihm künde, was mich über-

selig macht? Sie wird ihm keine Freude gewähren." — Viele Tage lang ließ sie sich vor Niemand hören und sehen, so betrübt war sie.

Der Graf indeß ging Abend für Abend zu der Höhle, wo die kleine Zwergin seiner sehnsüchtig harrte. Hier verbrachte er viele Stunden in müßigem Spiele mit dem anmuthigen Wichtelweibchen, die alle ihre Reize, alle Zauberkünste anwandte, ihn fester und fester an sich zu fesseln. Freilich fiel ihm wohl mitunter ein, wie unritterlich und unmännlich es gehandelt wäre, an seiner lieben Hausfrau solche Untreue zu begehen. Dann umdüsterte sich sein sonst so fröhliches Antlitz, seine dunkeln Brauen zogen sich wie Wetterwolken zusammen. Aber eben so schnell, wie er kam, verflog auch sein Unmuth wieder; denn die kleine Zauberin gaukelte tanzend um ihn her, sang ihm wunderbar schöne Lieder vor und wußte die herrlichen blauen Elfenaugen so verliebt zu wenden und zu drehen, daß er die Stimme der Pflicht und des Gewissens überhörte, Vergangenheit und Zukunft vergaß und nur dem Genusse des Augenblicks lebte. Die Gräfin, die von ihren getreuen Zofen bald die nächtlichen Gänge ihres Gemahls erfuhr, wurde auf's Heftigste von der Eifersucht geplagt. Es dünkte sie nur zu gewiß, daß der Graf in irgend einer Hütte seiner Unterthanen heimlich eine Liebste hätte. Sie beschloß, sich Ueberzeugung zu verschaffen. Eines Abends, als er sich sicher und unbemerkt glaubte,

schlich sie ihm barfuß nach und folgte in einiger Entfernung. Wie beschwerlich auch der Weg zur Elfenhöhle war, wie oft sie sich auch die zarten Füße wund ritzte an Dornen und spitzem Gestein, sie achtete es nicht, und so gelang es ihr zu sehen, daß er, ohne sie zu bemerken — verliebte Leute kümmern sich selten um Das, was hinter ihnen vorgeht — in die Höhle ging. Sie wagte es aber nicht, ihm ferner zu folgen, sondern blieb draußen stehen und horchte gespannt. Nach einer Weile hörte sie denselben Gesang, der einst den Grafen entzückt und vor der Höhle in Schlummer gewiegt hatte. Auch ihre Seele erfüllte wider ihren Willen eine namenlose Wonne, auch sie fühlte ihre Augenlider zufallen. Da fiel es ihr zu rechter Zeit ein, daß solche Töne nicht aus dem Munde eines irdischen Weibes kommen könnten und daß hier vielleicht ein Zauber im Spiele sei. Schnell betete sie ein Vaterunser. Da verlor der Zauber seine Wirkung. Sie konnte nun den Gesang ruhig anhören, ohne daß sie in Schlaf fiel. Nach einer Weile hörte er auf. Es ward still in der Höhle. Da befahl die Gräfin ihre Seele dem Herrn, bekreuzte sich fromm und betrat dann unverzagt die Felsengrotte. Durch einen kurzen dunkeln Gang gelangte sie in das Innere. Wie eine Salzsäule starr stand sie bei dem Anblick, der sich ihr darbot. In der mit feenhaftem Licht erhellten Höhle, auf einem Mooslager, ruhte die Elfe; der Ritter ihr zu Füßen, sein Haupt in ihrem Schooße. Beide lagen in

tiefem Schlummer. Schon wollte die Gräfin, die bei Dem, was sie sah, außer sich gerieth, laut aufschreien. Doch glücklicherweise besann sie sich. Sie nahm sich vor, ihren ungetreuen Gatten auf andere Weise zu beschämen. Zu dem Ende zog sie eine Scheere aus einer kleinen Sammttasche, die ihr am Gürtel hing, schnitt damit dem Wichtelweibchen eine ihrer goldenen Locken ab und begab sich mit ihrem Raube leise wieder zur Burg zurück. Die ganze Nacht lag sie auf dem Bette, ohne daß der Schlummer sie tröstend in die Arme nahm. Sie dachte daran, wie es möglich wäre, ihren ungetreuen Gatten wieder reuig in ihre Arme zurück zu führen; denn sie liebte ihn, trotz dem, daß er sie so schnöde verrieth, noch von ganzem Gemüthe. Erst wollte sie mit Zorn über ihn herfallen und ihm die geraubte Locke, als einen Beweis seiner Untreue vor Augen halten; allein sie besann sich bald eines Bessern und beschloß, ihn durch Sanftmuth und Thränen wieder ihrem Herzen zuzuwenden.

Am andern Morgen, als sie erfuhr, der Graf sei längst heimgekehrt und in seinem Gemache, zog sie ihr Brautgewand an und schmückte sich auch sonst noch auf's Köstlichste. Dann ging sie, ihren Eheherrn aufzusuchen. Der Graf sah seine Gemahlin verwundert an, als sie so stattlich vor ihn hintrat, das Angesicht bleich, die Augen voll Wehmuth in rührender Schönheit. Bei dem Anblick des Brautkleides regte sich ein Gefühl der Reue und wieder-

kehrenden Liebe in seiner Brust. Er reichte ihr freundlich die Hand und küßte sie auf die Stirne. „Was wollt Ihr mir, herzliebe Bertha?" sprach er mild. „Ist heute etwa Jahrestag unserer Hochzeitsfeier, daß Ihr das Brautkleid angethan habt?" — „Das nicht, mein Herr und Gemahl," erwiederte die Gräfin ruhig, „aber ich dachte, eine frohe Nachricht müßte man in festlichem Schmucke dem geliebten Ehegatten bringen." — „Eine frohe Nachricht von Euren rosigen Lippen?" versetzte der Graf galant. „Laßt sie mich schnell hören." — Da überzog sich der Gräfin Antlitz mit rosiger Scham; sie neigte das Haupt und sprach: „Euer sehnlichster Wunsch, der Himmel möge Euch einen holden Sprößling schenken, ist seiner Erfüllung nahe. Ihr werdet bald Vater- und ich die süßesten Mutterfreuden fühlen." Da jauchzte der Graf laut auf, umarmte seine Gattin und küßte sie auf Wange und Mund. Sie aber sprach weiter: „Da Ihr nun so fröhlichen Herzens und so liebevoll gegen mich seid, wie Ihr lange nicht gewesen, so erlaubt, daß ich im Namen unsers Kindleins, das ich unter dem Herzen trage, eine Bitte an Euch richte." — „Was wird sie wollen?" dachte der Graf und sprach gütig: „Was es auch sei, liebe Bertha, ich gewähre es Euch schon im Voraus." — Da sagte sie: „Im Namen meines Kindes beschwöre ich Euch, mir Eure Liebe wieder zu schenken, die Ihr mir so lange entzogen habt. Bleibt fern von der Höhle der kleinen

Zauberin, die Eure Sinne durch Buhlerkünste bethört hat. Ich will Eure Untreue ja gern verzeihen, wenn Ihr nur bereuet und mich wieder liebt. Denkt nur, wenn das Kind einst heranwüchse und erführe, daß sein Vater, der edelste Ritter im ganzen Lande, seine treue christliche Hausfrau betrogen hätte um einer heidnischen Zwergin willen. Das Kind würde Euch ja nie aufrichtig ehren und lieben können." — Der Graf ward noch röther als seine Gemahlin, er begann einige Worte des Leugnens herzustammeln. Da aber zog sie schnell die Locke der Zwergin hervor, und hielt sie ihm zum Beweis, daß sein Verrath ihr ganz bekannt wäre, schnell vor's Auge. Und, wunderbar, wie er die Locke erschaute, war auf einmal der Zauber, der ihn an das Elfenweib band, gelöst. Er fühlte sein großes Unrecht und sank seiner Gemahlin bereuend und Besserung gelobend zu Füßen. Sie aber machte ihm keine Vorwürfe, sondern hob ihn liebreich auf, reichte ihm mit holdseligem Lächeln die Lippe und sprach dann klug: „Das Vergangene sei vergangen und vergessen. Ich habe Eure Liebe wieder und bin dadurch überglücklich."

Der Graf schwur ihr nun feierlich, daß er hinfort keine Andere mehr, als seine rechtmäßige Gemahlin lieben und ehren würde. Und er that, was noch besser ist, als Schwören, er hielt sein Versprechen. Beide lebten von der Zeit an im ungetrübtesten Glücke und zeugten viele Söhne und Töchter in keuscher Liebe mit einander. So

bewies es sich abermals, daß ein Weib mit Sanftmuth mehr ausrichtet bei einem Manne, als mit Keifen und Schelten, was sich alle klugen Frauen, die ungetreue Männer haben, zum Muster nehmen sollten.

Die kleine Zwergin harrte seit jenem Abende, wo sie die Locke eingebüßt, umsonst auf die Wiederkehr des Grafen. Da grämte sie sich gar gewaltig, floh die Kreise ihrer Gespielinnen und tanzte noch lange Zeit nachher nicht mehr den lustigen Elfenreihen im Mondenschein mit. Auch sang sie die rührendsten Klagelieder um den Verlornen, so daß alle Elfen Thränen des Mitleids vergossen. Diese Töne drangen sogar durch die stille Abendluft zu der hohen Ritterburg herauf und machten den Grafen oft etwas wehmüthig, sogar am Busen seiner Ehefrau. Aber er bezwang sein Gefühl als Mann und Christ, küßte seine Bertha und dachte: „Eine christliche, fromme Hausfrau, die ihren Gatten redlich liebt und ihm holde Kinder schenkt, ist doch mehr werth als alle Elfen und Zwerginnen in ganz Europa. Nach einem Jahre hörte endlich der Gesang auf, woraus sich denn vermuthen läßt, daß die Elfe sich entweder zu Tode gegrämt, oder — was noch wahrscheinlicher ist — irgend einen liebenswürdigen Elfenjüngling zum Liebsten erkoren und also das beste Mittel gewählt hat, sich über die Untreue des Grafen von Schaumburg zu trösten.

Wunderbares Abenteuer eines Paderborner Schneiders.

In einem Kruge zu Paderborn waren vor einigen Hundert Jahren viele lustige Handwerksgesellen versammelt, die dem kräftigen Stadtbiere gar wacker zusprachen. Unter ihnen befand sich auch ein junger, kecker Bursche, zur löblichen Schneiderzunft gehörend, der trank und lärmte mit den Andern um die Wette. Nachdem der ganze Haufe tüchtig gezecht, begannen Einige Schwänke zu erzählen, Andere prahlten mit ihren Abenteuern, die sie in vieler Herren Länder bestanden. Auch der Schneider gab Mehreres zum Besten, woraus vor Allem sein Muth und seine Geistesgegenwart hervorleuchtete. Daran wollten nun die Andern durchaus nicht glauben und hänselten ihn und spotteten: „Schneiderlein! Schneiderlein! Du schneidest auf. Wie soll ein Schneider zum Muthe kommen?“ — Das nahm nun der kecke Geselle gar gewaltig übel und

schwur und vermaß sich hoch und theuer, er sei beherzter, als Alle zusammen. „Dem ist ja leicht auf die Spur zu kommen,“ sagte ein dicker Schuster mit einem spöttischen Lächeln, wir wollen das Schneiderlein auf eine Probe stellen. Besteht er sie männlich, wie er sich vermißt, so wollen wir künftig die Schneider hoch in Ehren halten und sie sollen den Beinamen: „Die Furchtlosen“, führen. Besteht er sie aber nicht, so soll er zur Strafe zwanzig Kannen Bier zahlen und nie mehr mucksen dürfen.“ — „Ja, so soll's sein!“ schrieen die andern Gesellen, und der Schneider sagte: „Gut, ich gehe es ein. Was verlangt Ihr von mir?“ — „Wohlan,“ sagte der Schuster, „ich habe im Kloster zu Bödeken einen Bruder, der Schuster ist, wie ich. Dem habe ich neulich ausgeholfen und ein Paar Stiefel für ihn besohlt. Diese sind noch bei mir im Hause. Wollt Ihr sie ihm noch in dieser Nacht überbringen, scheut Ihr den Weg am Lutterberge vorbei nicht, worin bekanntlich der „Westfälische Adel“ im Fegefeuer brennt, so seid Ihr ein tüchtiger Geselle und könnt künftig allen losen Spöttern das Maul stopfen. Aber zum Beweis, daß Ihr da gewesen seid, müßt Ihr mir ein Brieflein von meinem Bruder im Kloster zurückbringen und zwar morgen bei guter Zeit.“ — Der Schneider sagte zu Allem Ja. — Der Schuster holte die Stiefel, gab sie ihm und er machte sich beim Untergang der Sonne sogleich keck auf den Weg. Der Gesellentrupp begleitete

ihn bis zum Thore hinaus und spottete hinter ihm her: „Paßt auf, der Schneider wird bald wieder umkehren." Er aber dachte: „Ich will Euch Alle beschämen, Ihr frechen Spötter," und trabte rasch seines Weges.

So lange noch Tagesschimmer leuchtete, war unser kühner Schneider ganz wohlgemuth. Er pfiff und trillerte ein Liedlein und vertrieb sich die Zeit unterwegs damit, mit seinem Wanderstabe Disteln und Nesseln zu köpfen. Als aber die Nacht, die keines Menschen Freund ist, immer schwärzer und schwärzer hereinbrach und der Wind recht schauerlich durch die Tannenwipfel sauste, da fröstelte es ihm doch etwas unheimlich in Mark und Knochen. Zudem war sein Rausch jetzt verflogen, und ein berauschtes Schneiderlein ist bekanntlich ein ganz anderer Mensch, als ein nüchternes. Nun dachte er: „Ich wollte, ich hätte es überstanden." Gern wäre er jetzt umgekehrt, aber er fürchtete zu sehr den Hohn der Gesellen und dann auch die Ausgabe für die zwanzig Kannen Bier; denn er war ein armer Teufel. Darum schritt er, wenn auch zitternd, doch eiligst weiter.

Es war gerade Mitternacht, als er in die Nähe des verrufenen Lutterberges kam. „Wenn ich hier erst mit heiler Haut vorbei bin, dann mag's gehen," dachte er, schickte einige Stoßseufzer gen Himmel und strengte sich an, aus dem Bereiche dieses unheimlichen Berges zu kommen. Da hörte er auf einmal ein sonderbares Brausen hinter sich, das durch die Lüfte ihm näher und näher kam.

Entsetzt um sich schauend, gewahrte er viele Ritter und Reisige auf schwarzen Rossen, aus deren Nüstern Funken knisterten, aus deren Hufen Feuer sprühete. Mehr todt, als lebendig, befahl er seine Seele Gott und warf betend sich auf die Kniee. Nach wenigen Augenblicken hatte ihn der ganze Geistertroß umzingelt. „Schneiderlein! Schneiderlein!“ schrieen mehr denn hundert dumpfe Stimmen. „Gut, daß wir dich treffen. Wir brauchen schon lange neue Kleider im Lutterberge. Das Feuer verbrennt uns die alten zu Asche. Komm mit und arbeite wacker.“ Darauf packten ihn zwei derbe Fäuste, hoben ihn auf ein Roß, dessen Rücken wie ein heißer Ofen glühte, und mit Sturmesschnelle sausten sie mit ihm davon. Das Schneiderlein verlor während des scharfen Rittes Athem und Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, befand er sich im Innern des Lutterberges in einer großen, geräumigen Halle. D'rin standen viele hundert Tische und Bänke, woran eine zahllose Menge Ritter und Edle, geistliche und weltliche hohe Herren saßen und zechten. Aber mit Schrecken gewahrte unser Held, daß sie statt des Weines flüssiges Feuer tranken. Ueberhaupt war in dem ganzen Saale eine verzehrende Hitze. Alles glühte, Tische und Bänke, Becher und Humpen, und die Wände waren roth, wie feuriges Eisen. Unserm Schneider auch ward es so heiß unter sich, daß er stöhnend aufsprang und nach Luft schnappte.

Jetzt fand er, trotz seiner Angst und Schmerzen, Gelegenheit, sich die ganze hohe Versammlung des Fegefeuers näher zu besehen. Da traf denn sein Blick auf manchen der geistlichen und weltlichen Herren, welche die Welt hoch und heilig pries und längst im Himmel wähnte, die aber hier noch für viele heimliche Sünden wacker schmorten. Da wunderte er sich gar sehr und dachte: „Sieh, sieh, sind das die frommen Herren, die im Leben immer aussahen, als wenn sie kein Wasser trübten? Das hätte ich mir nun und nimmer gedacht, die im Fegefeuer zu finden.“ Mitten in diesen Betrachtungen kam plötzlich ein aufgedunsener, dicker Herr auf ihn zu, in dem er den jüngst verstorbenen Burgvoigt des Grafen von Schaumburg erkannte. Der schleppte einen großen Haufen sammtner und seidener Zeuge herbei, gab dem Schneider Nadel und Scheere, und befahl: „Hieraus fertige Kleider für die ganze hohe Gesellschaft. Aber spute Dich, daß Du noch in dieser Nacht fertig werdest, sonst wirst Du nimmermehr das Tageslicht wieder schauen.“ Das Schneiderlein sah mit Schrecken auf die ungeheure Menge der Stoffe und dachte: „Nun stehe mir Gott bei!“ griff aber sogleich zur Scheere und begann nach Gutdünken zuzuschneiden, kleine und große Wämser und Pluderhosen, Mäntel und Röcke. Dann hüpfte er auf einen leeren Tisch, kreuzte die Beine nach Schneiderart und fing zu nähen an. Aber es ging nicht rasch vorwärts, denn Nadel und Zwirn

waren so heiß, daß er sich fast die Finger daran verbrannte. Indessen zechten die Geister rings um ihn und schmausten und würfelten, kurzum, sie thaten Alles, was sie im Leben gethan hatten, nur daß ihnen hier nicht so wohl dabei zu Muthe war; wie man wohl an dem Zucken und Verzerren der Gesichter sehen konnte, wenn sie sich die Zunge am feurigen Braten oder glühenden Weine verbrannten. Ungefähr eine Stunde mochte der Geselle gearbeitet haben, da erhoben sich die Herren von ihren Bänken, stürmten auf den Armen ein und schrieen: „Nun, sind unsere Kleider fertig?“ Und als sie sahen, daß er kaum erst eine Nath zu Stande gebracht hatte, da riefen sie: „Das Schneiderlein ist faul. Wir wollen seine Finger gelenk und ihn fleißig machen!“ Darauf rissen sie ihn vom Tische und begannen mit ihm Fangball zu spielen, was ihnen sehr leicht wurde, da ein Schneider bekanntlich nicht schwer wiegt. Pfeilschnell sauste er aus einer Hand in die andere, und dazu hörte er die Geister entsetzlich hohnlachen und seiner schlimmen Lage spotten. Endlich, nachdem das Spiel wohl über eine Viertelstunde gewährt, warf ihn ein riesiger Rittersmann an die Decke des Saales. Dieses raubte ihm seine Lebensgeister.

Die Sonne schien schon warm, als er wieder die Augen aufschlug. Er fand sich unfern des Lutterberges an einer Felswand liegen. Er rieb sich die Augen, guckte um sich und wußte kaum, ob Das, was er erlebt, Wahr-

heit oder nur ein toller Traum gewesen. Schon wollte er das Letztere glauben, da fühlte er heftige Schmerzen an den Fingerspitzen; er sah darnach und fand sie verbrannt. Nun war es ihm klar, daß er doch nicht geträumt, sondern Alles in Wahrheit erlebt habe. Da dachte er: „Das war die Strafe meines Fürwitzes, die mir der Himmel zutheilte. Mir ist ganz Recht geschehen. Künftig will ich auch nimmer wieder mit einem Muthe prahlen, den ich nicht besitze, und ich will sogleich nach Paderborn zurück; mögen sie mich in Gottes Namen hänseln und verspotten. Ich will Alles geduldig ertragen; denn ich habe es verdient." Es war um die Mittagszeit, als er wieder in seiner Vaterstadt anlangte. Auf dem Markte begegnete er dem Schuster, der ihn zu dem schauerlichen Gange veranlaßt hatte. Er redete ihn an. Dieser aber sah ihm in's Gesicht und schien ihn nicht zu kennen. Er nannte seinen Namen. Da lachte ihn der Schuster aus und sagte: „Geht, Alter, Ihr seid nicht recht bei Sinnen. Ihr wollt der lustige, junge Schneidergeselle sein, Ihr im grauen Haare? Sein Vater könnt Ihr wohl eher sein; denn es steht nicht zu leugnen, Ihr habt eine wunderbare Aehnlichkeit mit ihm." Der Schneider traute seinen Ohren kaum. Um sich zu überzeugen, ob der Schuster ihn nicht zum Besten habe, ging er zu einem nahen Brunnen und blickte hinein. Entsetzlich! der Schuster hatte wahr gesprochen. Seine dunkeln Locken

waren schimmelgrau geworden. Da übergab er dem ihm nahe stehenden Schuster sein Eigenthum, die Stiefel, wieder; er aber wanderte schweigend nach seinem Vaterhause und vertraute seiner alten Mutter, was ihm im Lutterberge widerfahren. Diese wunderte sich gar sehr und war zugleich trostlos darüber, daß ihr blühender Sohn in einer Nacht zum alten Manne geworden. Von dieser Zeit an wurde der arme Geselle ganz tiefsinnig, von dem frühern leichten Blute war keine Spur mehr in ihm zu finden. Und ehe ein Monat verfloß, verließ er das Weltleben nnd ging in ein Kloster. Hier zeigte er sich als einen der frömmsten und andächtigsten Brüder bis zu seinem Tode, der wenige Jahre darauf erfolgte. Sein Abenteuer wurde bald allmänniglich bekannt, und Jeder, vor allen Andern aber die Schneider nahmen sich die Lehre daraus: es sei nicht gut gethan, mit Dingen zu prahlen, welche man nie besaß, noch je besitzen wird.

Wie der Teufel in Hamm Gerechtigkeit handhabte.

Im Jahre des Herrn 1520 fiel in der westfälischen Stadt Hamm eine höchst seltsame, ja wunderbare Begebenheit vor, welche da zeigt, daß selbst der böse Feind einmal von seiner Tücke, alle Menschen zu verderben, nachließ und einen bösen Gesellen statt eines rechtschaffenen beim Schopfe nahm. Wie dieses aber geschehen, mag nachfolgende wahrhafte Historie klar darthun.

Es war im Anfange des Aprils des obenbemerkten Jahres, als der Bote Christoph Lemmerke, der die Gänge zwischen Hamm und Schwerte besorgte, in Hamm in das Wirthshaus „zum rothen Hahn" trat, um sich zu seinem ihm bevorstehenden Gange mit einem Glase Bier zu stärken. Er war im Auftrage eines reichen Bürgers zu Schwerte in Hamm und hatte den Tag über eine bedeutende Summe Geldes eingeholt, die derselbe an verschiedenen Kauf- und Handelsherren alldort zu fordern hatte.

Dieses Geld trug er in einem Säckel auf dem Rücken. Es war viel und drückte seine Schultern gar sehr. — „Armer Christoph," sagte der Wirth Hasenkopf zu ihm und faltete die Hände über den dicken Bauch, „wenn Ihr die Last heute noch nach Schwerte tragen müßt, so mögt Ihr leicht müder ankommen, als ein Esel, der vier Scheffel Waizen zehn Meilen weit zur Mühle trägt. Zudem schlug es eben zwei. Es wird tiefe Nacht, ehe Ihr an Ort und Stelle kommt. Fürchtet Ihr denn die Spitzbuben nicht, die jetzt das Land unsicher machen? Erst vor drei Tagen haben sie dicht hinter Unna im Walde einer Frau den Hals abgeschnitten, als wenn sie ein Huhn gewesen wäre." — „Was hilft's!" sagte Lemmerke seufzend, „das Geld muß morgen Abend zur Stelle sein. Und hier bleiben kann ich die Nacht über nicht, denn mein Weib wartet meiner mit Schmerzen. Auch komme ich vor acht Tagen nicht wieder her. Ich muß also schon in den sauern Apfel beißen und mich müde schleppen." — „Wißt Ihr was?" sagte der dicke Wirth gutmüthig. „Da will ich Euch aus der Noth helfen. Ihr seid ein alter Gast in meinem Hause und ich erweise Euch gern einen Gefallen. Mein Knecht fährt morgen in aller Frühe über Unna nach dem Dorfe Westhofen, welches, wie Ihr wißt, nur eine halbe Stunde von Schwerte liegt. Der kann Euch das Geld mitbringen. Um vier Uhr morgen Nachmittag wird er dort sein und beim Schenkwirth allda

einkehren. Dort mögt Ihr das Geld in Empfang nehmen." — Lemmerke machte gar ein freundliches Gesicht, als ihm der Wirth diesen Vorschlag that. Er goß sein Glas Bier nun minder mißvergnügt hinunter und erwiederte: „Ich nehme Euern Vorschlag mit Freuden an und sage Euch Dank dafür. Hier, verwahrt mir das Geld wohl. Aber," fügte er hinzu, „Euer Knecht ist doch ein ehrlicher Bursche, daß man ihm einen solchen Schatz anvertrauen kann?" — „Ehrlich, wie ich selbst!" sagte der Wirth und schlug sich dabei auf den Schwabbelbauch. „Ich stehe für ihn mit Leib und Leben ein. Traut Ihr aber mir oder ihm nicht, so nehmt immerhin Euer Geld mit. Ich habe keinen Vortheil davon und that Euch den Vorschlag nur zu Euerm Besten." — „Nein, nein," entgegnete Lemmerke, „Ihr seid ein ehrlicher Mann, ich kenne Euch ja schon seit zwanzig Jahren. Thut mir den Gefallen, behaltet das Geld hier und schickt es mir morgen mit Euerm Knecht, wie Ihr gesagt habt. Kann ich Euch einmal einen Gegendienst leisten, so thue ich es von Herzen gern." — Der Wirth ließ sich denn auch erbitten. Er schloß das Geld in einen mächtigen Schrein von Eichenholz. „Hier liegt es sicher, wie in Abrahams Schooß," sagte er.

Lemmerke bezahlte nun seine Zeche, drückte ihm dankbar die Hand und machte sich auf den Weg nach Schwerte. „Es gibt doch noch wackere Menschen auf der Welt,"

brummte er im Gehen vor sich hin. „Man mag sagen, was man will. Wer hätte wohl jemals dem dicken Hasenkopf so viel Menschenliebe zugetraut?“ — Er kam Abends spät, ermüdet zu Hause an; aber er vergaß seine Beschwerde bald, denn ihn empfing seine freundliche Hausfrau mit liebevollen Worten und Geberden, und ein halbes Dutzend rothbäckiger Bursche und Mägdlein jubelte um ihn herum und durchstöberte seine Taschen, um zu sehen, ob er ihnen heute Nichts mitgebracht, wie er sonst wohl zu thun pflegte. Und wem das Glück wird, ein braves Weib und gute, gesunde Kinder zu besitzen, dem ist immer wohl am eigenen Heerde.

Unterdessen war es auch Abend beim Gastwirth Hasenkopf zu Hamm geworden. Ein Gast verschwand nach dem andern. Die spinnende Magd in der Stubenecke sank mit der Nase aufs Knie. Die dürre Ehehälfte des dicken Hausherrn kam aus der Küche herein, wo sie eben das letzte Feuer ausgelöscht hatte und herrschte ihrem Manne zu: „Fix, Nepomuk, zu Bette. Wir dürfen kein Oel verschwenden. Die Zeiten sind schwer!“ — Nepomuk Hasenkopf, der trotz seiner ehrfurchtgebietenden Gestalt doch gewaltig unter dem Pantoffel seiner Hausfrau stand, zog die schmutzige Nachtmütze über beide Ohren, entkleidete sich und begab sich an der Seite seiner häßlichen Barbara zur Ruhe. Doch sonderbar! er, der gewöhnlich wie ein Murmelthier zu schlafen pflegte, konnte heute

nicht dazu kommen; denn immer quirlte ihm der reichgefüllte Geldsack des Boten von Schwerte vor den Augen herum. Und seiner Barbara ging es gerade so. Auch sie wälzte sich, wie im Fieber, auf dem Lager und versetzte alle Augenblicke ihrem Nepomuk einen Stoß mit dem knöchernen Ellenbogen in die Seite, daß er laut aufseufzte und ächzte. — „Nepomuk,“ sagte sie endlich leise, „Nepomuk, hast Du denn Deine Nase in den Geldsack des Lemmerke hineingesteckt? Wie viel mag wohl darin sein?“ — „Hab's nicht geschaut,“ antwortete er flüsternd. „Muß aber ein großer Haufen Gulden drin sein; denn der Sack wiegt wenigstens dreißig Pfund.“ — „Ei, so viel Geld habe ich lange nicht auf einem Haufen gesehen,“ meinte Barbara. „Komm! ich kann so nicht schlafen. Wollen uns den Schatz einmal näher betrachten; damit geht eine Stunde hin.“ — Nepomuk, der als ein guter Ehemann gewohnt war, seiner Barbara in allen Dingen zu gehorchen, stand auf, kroch in seinen Schlafpelz, schlug Feuer und zündete die Lampe an. Seine Ehehälfte entstieg nun auch dem Lager, und Beide gingen dann zu dem schweren Eichenschrein. Nepomuk schloß auf. Die Thüre desselben knarrte recht unheimlich, so daß dem furchtsamen Wirth eine Gänsehaut über den Leib lief. Aber dennoch zog er den Geldsack aus der Ecke hervor. Dann breitete er ein weißes Tuch über den Tisch und schüttete die vielen blanken Geldstücke darauf aus. Der geizigen Barbara

ward es erst grün und gelb vor den Augen. Dann warf sie Blicke darauf, als wollte sie das Geld verschlingen. In demselben Augenblicke regte sich der Teufel der Habgier in ihrer Seele und flüsterte: „Reichthum ist doch ein gar herrlich Ding. Wenn das Geld dein wäre, wie glücklich würdest du sein!“ — Auch Nepomuk dachte: „Wenn du Herr des Geldes wärest, dann brauchtest du den Gästen nicht mehr für einen Heller Branntwein einzuschenken, sondern könntest dir einen guten Tag pflegen und im Sorgenstuhl dein Leben behaglich verträumen.“ Und wie in Nepomuks dickem Kopfe diese Gedanken der Sünde aufstiegen, blickte er zufällig auf seine Barbara. Diese stierte ihm fragend ins Gesicht. Auch ihr war der frevelhafte Gedanke gekommen, das Geld zu behalten, es zu verscharren und dem Boten abzuleugnen. — „Was meinst Du, Nepomuk, wenn —“ sagte sie und ließ ihn das Uebrige errathen. — „Ich meine, was Du meinst,“ antwortete er. Da griff sie mit den dürren, runzeligen Händen nach dem Gelde, scharrte es zusammen, säckelte es wieder ein und trug es mit Nepomuks Hülfe in den Schweinestall. Dort wurde es vergraben. — „Und wenn nun der Lemmerke kommt,“ sagte Barbara, „und will sein Geld wieder haben, so sagst Du zu ihm: Du böser Schalk, willst Du mich in's Unglück bringen, daß Du von mir forderst, was Du mir nicht gegeben? Dann mag er mit langer Nase abziehen. Wie er durchkommt,

ist seine Sache.“ — Nachdem es solche Arglist ausgebrütet, ging das würdige Ehepaar wieder zu Bette; aber kein Schlaf kam in Beider Augen bis zur Morgendämmerung, denn sie dachten nur daran, wie sie den gestohlenen Mammon sich zu Nutze machen wollten. Des andern Tages in der Frühstunde fuhr Hasenkopfs Knecht von Hamm ab und nach dem Dorfe Westhofen. Dicht vor demselben, an der Landstraße, harrte schon der arglose Lemmerke, sein Geld in Empfang zu nehmen. Der Knecht hielt auch still, als er seiner ansichtig wurde. Doch als der Bote das Geld von ihm forderte, da sperrte Peter das Maul weit auf und sagte: „Ich weiß von keinem Gelde; mein Herr hat mir Nichts gegeben.“ Dann fuhr er weiter. Dem ehrlichen Lemmerke fiel es wie ein Stein aufs Herz. Jedoch wagte er nicht, den Gedanken auszudenken, der sich in seiner Seele regte. Er lief in Eile wieder nach Hause zu seinem Weibe und sprach: „Liebe Frau, ich muß heute wieder nach Hamm. Ich habe einen nöthigen Botengang zu thun im Auftrage des Bierbrauers Klaus Riepenbrock. Aengstige Dich nun meinetwegen nicht. Morgen Abend sehen wir uns wieder.“ Er küßte sie und seine Kinder. Dann eilte er mit schnellen Schritten nach Hamm. Es jagte ihn eine innere Angst, die er sich selbst noch nicht klar zu deuten wußte. Es war beinahe zehn Uhr, als er beim „Rothen Hahn“ anlangte. Alles war still und todt im Hause. Der Wirth nebst Ehehälfte und

Gesinde schnarchten schon. Lemmerke schlug mit beiden Fäusten an die Thüre und trommelte Hasenkopf heraus. Nach langem Pochen kam er endlich und ließ ihn ein und fragte ihn, was ihn noch so spät hierher führe. — „Ihr müßt es mir nicht übel nehmen, Alter," sagte der Bote, „daß ich Euch in Eurer Ruhe störe. Aber ich komme meines Geldes wegen. Ihr habt es Euerm Peter nicht mitgegeben und ich habe es nun heute nicht abliefern können." — „Habt Ihr einen Trunk über den Durst gethan?" fragte Hasenkopf, sich erstaunt stellend. „Von welchem Gelde sprecht Ihr?" — „Nun, von dem, welches ich Euch gestern zum Aufbewahren anvertraute," sagte Lemmerke zitternd, denn er fing an, bösen Trug zu wittern. — „Geht, Ihr macht schlechte Späße," versetzte der Wirth. „Ihr habt mir kein Geld gegeben." Und dabei rief er in die Kammer: „Barbara! hast Du von Christoph Lemmerke Geld in Verwahrung genommen?" — „Bewahre!" sagte Barbara drinnen. — „Da hört Ihr selbst, daß Ihr im Irrthume seid, Freund," sagte Hasenkopf. „Es spukt wahrscheinlich bei Euch im Oberstübchen!" — „O du großer Gott von Soest!" rief Lemmerke, indem ihm der Angstschweiß ausbrach, „Ihr bringt mich um den Verstand durch Eure Reden. Ich bitt' Euch drum, gebt mir mein Geld heraus!" Da lachte der dicke Wirth, daß ihm der Bauch wackelte und sagte: „Nun ist's richtig! Christoph Lemmerke ist betrunken. Wartet! ich will Euch

sogleich eine Streu machen, auf daß Ihr ausschlafen könnt." — Nun merkte der Bote, daß es dem Wirthe Ernst war und daß dieser ihn um sein Geld und an den Galgen bringen wollte. Dieses machte den sonst so friedlich-stillen Mann über alle Maßen zornig, so daß er den bösen Wirth bei der Kehle packte und ihn schüttelte, bis sein rothes, aufgedunsenes Gesicht blau wie eine Pflaume wurde. Dazu schrie er: „Ihr seid ein Bösewicht! ein Dieb! der mich armen, unschuldigen Mann ins Verderben stürzen will. Gebt mir mein Geld heraus, oder es ist Euer Letztes!" — Der Wirth grunzte um Hülfe. Da sprang Frau Barbara in Nachtkleidern, häßlich wie eine Vogelscheuche, aus der Kammer, faßte Lemmerke von hinten, zerraufte ihm die Haare und zerfleischte mit ihren spitzen Nägeln sein Angesicht und dabei schrie sie — keine Eule kann ärger schreien — „Hülfe! Mörder! Feuer!" — Auf dieses Geschrei sprang Hasenkopfs zweiter Knecht, der im Kuhstalle schlief, herein und seiner Herrschaft zu Hülfe. Nun erging es dem armen Lemmerke schlecht. Er wurde derb durchgebläuet, mit Füßen getreten und dann mit zerquetschter Nase unter den Tisch geschlendert. Darauf rief man den Wächter herein. Der holte ein Paar Häscher und führte den unschuldigen Mann, trotz seines Sträubens, in den Thurm, der zum Gefängnisse für Diebe und herumstreifendes Gesindel diente.

Am anderen Tage kam der Bierbrauer Riepenbrock

in Schwerte zu Lemmerke's Frau und fragte nach ihrem Manne und seinem Gelde. Sie erzählte ihm, daß ihr Mann gestern nach Hamm gegangen und noch nicht zurückgekehrt wäre. Der Bierbrauer begab sich kopfschüttelnd wieder nach Hause. Nun vergingen zwei Tage. Lemmerke kam nicht wieder. Da machte die treue Hausfrau, von Todesangst beklommen, sich mit ihrem ältesten Buben und einem Mägdlein von vierzehn Jahren auf den Weg nach Hamm, um zu erfahren, was aus ihrem lieben Manne geworden sei. Denselben Tag fuhr auch der Bierbrauer hin. Sie fanden Lemmerke noch im Kerker. Der Wirth hatte bei Gericht geklagt, daß ihn der Bote aus Schwerte bei Nachtzeit in seinem Hause mörderisch überfallen habe, was Barbara und der Knecht bestätigten. Jetzt klagte auch noch der Bierbrauer wegen seines Geldes. Nun wurde dem armen Lemmerke in kurzer Frist der Prozeß gemacht. Umsonst betheuerte er seine Unschuld, umsonst lagen sein Weib und seine unschuldigen Kindlein vor den Richtern auf den Knieen und jammerten und schwuren, daß er immerdar ein ehrlicher Mann gewesen sei und unmöglich den Diebstahl könne begangen haben. Die Richter sprachen das Urtheil. Ihm wurde zuerkannt, als Verleumder, Meuchelmörder und Dieb einen unehrlichen Tod von Henkershand zu sterben. —

Es war die Nacht vor dem festgesetzten Tage der Hinrichtung, als der Unglückliche in tiefer Verzweiflung

allein in der dicken Finsterniß seines Kerkers saß und über sein Schicksal und die Ungerechtigkeit der Menschen nachdachte. Da seufzte er vor sich hin: „Sterben ist hart, am Galgen sterben noch härter, aber unschuldig so schimpflich sterben das Allerhärteste. O, mein armes Weib! meine lieben unschuldigen Kindlein, auch auf Euer Haupt wird die Schande fallen, so wir doch nicht verschuldet. Mein Gott, der mir die schwere Prüfung auferlegt, ich gebe sie in Deinen Schutz. Du wirst einst offenbar machen die Tücke des Bösen und meine Unschuld an's Sonnenlicht bringen. Für diese Welt bin ich verloren!"

„Noch nicht!" sagte in diesem Augenblicke eine dumpfe Stimme in seiner Nähe, die ihm durch Mark und Bein drang, und ein heller Schein umfloß ihn. Erschrocken sah er auf. Eine Gestalt in rothem Wamms und Mantel, mit einem unheimlichen erdfahlen Gesichte, stand vor ihm, bot ihm die Hand und sagte: „Er wird Dich nicht befreien, Lemmerke; aber ich kann es, wenn Du es anders selbst willst. Gieb mir die Hand, sei mein, und ich errette Dich von dem Stricke des Henkers und bringe den dicken Wirth in die Schlinge, die er Dir gelegt hat." — „Wer bist Du denn?" fragte Lemmerke, am ganzen Leibe zitternd, denn er bemerkte, daß des Fremden Augen wie feurige Kohlen glühten und daß er an der Hand statt Nägel Krallen trug. „Wer bist Du denn, daß Dir solche Macht gegeben?" — „Ich bin — der

Teufel!" versetzte der Fremde mit lautem Gelächter, „ein mächtiger, gebietender Herr auf Erden und in der Hölle, unter dessen Scepter die Menschen sich ordentlich drängen. Alt und Jung, Vornehm und Gering, Reich und Arm, Alles betet mich an. Aber es sind größtentheils Schufte, durch und durch verderbt im Innersten ihres Herzens. Mein heißes Reich ist schon zu voll von solchen Wichten. Ich möchte auch gern einmal einen ehrlichen Kerl zu meinen Unterthanen zählen. Darum bin ich zu Dir gekommen, Lemmerke. Ich mache Dich erst vom Galgen los und dann reich und glücklich. Dafür bekomme ich nach Deinem Tode Deine arme Seele. Uebrigens ist es in der Hölle gar so übel nicht; Du kannst es mir glauben. Allerdings ein wenig heiß, aber doch nicht so, daß man d'rin verschmort, denn es stecken schon Manche viele tausend Jahre d'rin und sind noch immer nicht aufgebraten. Sei mein! es wird Dich nicht gereuen."

Lemmerke hatte ihn bebend angehört. Aber da er, während der Teufel sprach, leise ein Vaterunser gebetet, so kam ihm der Muth, der höllischen Majestät also zu antworten: „Der Henker wird mir die Kehle zuschnüren, die Raben mir die Augen aushacken, mein Weib und meine lieben Kindlein vielleicht verhungern. Ich weiß es. Aber dennoch will ich festhalten an meinem getreuen Herrgott, der mich bisher behütet und beschützt mein Lebenlang. Er hat mir viel Gutes gegeben, darum will

ich auch das Böse von seiner Hand in Geduld hinnehmen. So hebe Dich denn weg von mir, Satan! Deine Verlockung kann meine Seele nicht rühren!" Hierauf schlug er ein Kreuz, was den Höllenfürsten etwas unruhig machte, denn er hüpfte wie besessen in dem engen Raume umher, wurde bald klein, bald groß, stieß mit dem Kopfe gegen die Decke und schoß feurige Strahlen aus seinen Augen, die ihm wie glühende Räder im Kopfe rollten. — Nach einer kleinen Weile aber ward er wieder ruhig und blickte ohne Zorn auf den mitleidenswerthen Lemmerke, der auf seinem Strohlager saß und bitterlich weinte. Da ward dem Teufel auf einmal ganz sonderbar zu Muthe. Er fühlte — vielleicht zum ersten Male seit Anbeginn der Welt — eine Art Rührung, ein Mitleid mit dem Schicksale des unglücklichen Lemmerke, und beschloß, ihn zu retten. Und er sprach: „Wohlan denn, Du braves und getreues Menschenkind, so bleibe denn fest bei Deinem Sinne. Wahren Muth und Standhaftigkeit im Leiden weiß auch ich zu schätzen. Du hast mich tief gerührt" — hier fiel Seiner höllischen Majestät eine Thräne? — nein, eine glühende Kohle aus dem Auge — „ich will Dich retten und dagegen den dicken Wirth beim Schopf nehmen. Er soll einen schmackhaften Braten für meine höllische Küche abgeben. Darum sei getrost, der Strick soll Deinen Hals nicht kitzeln. Gehe nur muthig den schweren Gang. Nahe dem Galgen bin ich zu Deiner

Hülfe da. Doch der Hahn wird gleich krähen. Ich muß fort.“ Mit diesen Worten entwich der Teufel wie ein Rauch durch die Eisenstäbe des Gitters und ließ Lemmerke allein zurück. Dieser aber dachte: „Nicht will ich mich auf die eiteln Versprechungen des Bösen verlassen, sondern lieber meinem Gott vertrauen und an den Himmel denken.“

Nach Verlauf einer Stunde dämmerte das erste Frühroth in seinen Kerker. Da sank Lemmerke auf die Kniee und betete zu Gott um Vergebung seiner Sünden; vergab seinen Feinden, segnete Weib und Kind und hatte nun seine Rechnung mit dem Erdenleben abgeschlossen. Um sieben Uhr kam ein Priester zu ihm, hörte seine Beichte und absolvirte ihn. Dann wurde ihm gestattet, von Weib und Kindern Abschied zu nehmen. Darüber brach sein Herz fast; aber mit Gottes Hülfe leerte er auch diesen Schmerzenskelch. Eben ging die Sonne auf, da kamen die Häscher und führten ihn zum Tode. Eine unzählbare Volksmenge folgte ihm nach. Seit langer Zeit war in dem guten Hamm kein Dieb gehängt worden; kein Wunder also, daß Alles auf dieses Schauspiel neugierig war. Unter dem Volke befand sich auch der Wirth Hasenkopf am Arme seiner mageren Ehehälfte. Beide triumphirten schon und dachten: „Wenn Lemmerke einmal hängt, so sind wir für immer geborgen.“ — Der Stab wurde am Fuße des Galgens über Lemmerke ge-

brochen. Darauf bestieg er die verhängnißvolle Leiter. Der Henker machte sich schon fertig, ihm die letzte Ehre, die des Henkens, anzuthun — da sprengte auf einmal auf einem pechschwarzen Pferde mit Windesschnelle ein Reiter herbei, der war in einen blutrothen Mantel gehüllt und hatte auch ein rothes Baret mit einer gleichfarbigen Hahnenfeder verziert auf dem Kopfe. Schon von Weitem schrie derselbe: „Halt! ich bin des armen Lemmerke's Oheim und bringe Beweise, daß er unschuldig, und nicht er, sondern der dicke Hasenkopf, der sich hier zur Stelle befindet, der Dieb ist.“ — „Jetzt gilt's,“ sagte Barbara leise zu ihrem erschrockenen Manne. „Nun zeige, daß Du Muth hast.“ Dabei schob sie ihn vor, so daß er dem Fremden gegenüberstand. Da schrie er keck: „Du lügst, fremder Gauch! die Richter kennen meine Unschuld. Lemmerke ist der Dieb.“ — „Gut,“ erwiederte der rothe Mann, „so wollen wir die Probe machen. Sage, daß Dich der Teufel holen soll, wenn Du gelogen hast.“ — „Das soll er!“ schrie der Wirth keck. „Der Teufel soll mich holen, wenn Lemmerke nicht der Dieb ist!“ — Nun wendete sich der Fremde zu den Richtern, die neben dem Galgen auf einem Gerüste saßen und sprach zu ihnen: „Ihr hochweisen Herren, werdet Ihr den Boten für unschuldig halten, wenn diesen dicken Uebelthäter vor Eurem Angesichte der Teufel holt?“ — „Das wollen wir!“ sagten die Richter, und auch das umste-

hende Volk schrie: „Ja, so soll es sein!“ — „Danke schön! ich nehme Euch beim Wort,“ sagte nun der Rothe mit einem gräßlichen Gelächter. „Komm, Du gemästeter Galgenvogel!“ Darauf wuchs er mit seinem Pferde zu einer riesigen Größe heran, faßte den erbleichenden Wirth beim Schopf und fuhr ohne Weiteres mit ihm durch alle Lüfte davon. Sein Pferd aber ließ im Aufsteigen einen großen Haufen Unrath auf die Köpfe des Volkes fallen, der einen infernalischen Geruch verbreitete. Aber die größte Menge desselben fiel gerade auf die Nase desjenigen Richters, der Lemmerke zuerst verdammt hatte. Nun schrie Alles: „Wunder über Wunder!“ Lemmerke wurde für unschuldig erklärt und augenblicklich in Freiheit gesetzt. Das Volk von Hamm trug ihn, wie im Triumphe, wieder zur Stadt. Dort fand er noch sein Weib und seine Kinder. Ein Bekannter von ihm hatte die Armen aufgenommen. Nun war die Freude so groß, als vorher das Leid gewesen. Die böse Ehehälfte des dicken Wirthes wurde des anderen Tages auf die Folter gebracht, und als man sie derb reckte und ihr die spanischen Stiefeln anzog, gestand sie Alles ein und nannte auch den Ort, wo das Geld vergraben war. Sie ward gestäupt und aus dem Lande gejagt. Lemmerke aber lebte noch viele Jahre nachher glücklich und geehrt; aber niemals hat er wieder so leichtsinnig irgend einem Menschen Geld anvertraut.

Das verfluchte Gold bei Hagen.

Zu alter Zeit, als noch im Goldberge im Volmenthale bei Hagen ergiebige Gold- und Silbererzadern sich fanden, ging eines Morgens ein junger, schmucker Bergknappe von dem Dorfe Hagen aus, um den ihm angewiesenen Schacht zu befahren. Das Wetter war mild und schön; die Vöglein zwitscherten lustig in den sonniggrünen Büschen des freundlichen Thales; der Morgenwind kühlte erfrischend seine Wangen. Der junge Bergmann aber achtete nicht auf die ihn rings umgebende Gottesherrlichkeit. Wie konnte er sich deren erfreuen, da sein Herz von so großer Liebesnoth belastet war? Immer sah er in Gedanken die liebliche Anna, die Tochter des reichen Dorfschulzen, vor sich, die er und die ihn unsäglich liebte und der er nun bald für immer entsagen sollte. Auch nicht ein Funken schwacher Hoffnung, sie je die Seine zu nennen, glimmte in seinem Herzen; denn gar zu schwer war die Erfüllung der Bedingung, die ihm der

reiche Vater seiner Liebsten gestellt hatte. — „Geh hin," hatte dieser einst zu ihm gesagt, als er um seine Tochter warb, „geh hin, Du bist ein fleißiger Bursche, hämmere Tag und Nacht im tiefen Schachte, bis Du Dir ein Geschmeide erarbeitet hast von Gold und Edelgestein, das mindestens fünfhundert Goldgülden werth ist. Dann tritt wieder vor mich und erneuere Deine Liebesbewerbung um mein einziges Kind. Ohne ein solches Kleinod laß Dich aber nie wieder mit Deinen Absichten auf meine Anna bei mir sehen."

Der Geselle war erst betrübt hinweggegangen. Bald aber hatte sich sein Herz in Hoffnung erhoben, denn er war jung und stark und dachte: „Anna liebt mich und wird mir treu bleiben viele Jahre lang. Ich will das Fäustel wacker schwingen, vielleicht segnet Gott meine Arbeit und ich komme am Ende eher zum Ziele, als ich denke." — Seit dem Tage waren bereits zwei Jahre verflossen; aber er hatte bis dahin noch gar wenig des Goldes gewonnen; denn er mußte außer sich noch seine alte Mutter ernähren. Da konnte er denn wenig zurücklegen. Zudem fühlte er sich auch seit einiger Zeit matt und krank vor Kummer und Liebesgram; denn Anna hatte ihm jüngst in trauter Abendstunde gestanden, daß sie von ihrem Vater hart bedrängt würde, einem reichen Freier, dem Förster Geck, ihre Hand zu geben. Dieser Förster war der häßlichste Kerl in ganz Hagen. Er hatte einen

dicken Kopf mit rothen Haaren, krumme Sichelbeine und dazu ein grundböses Herz; aber weil er ein schönes Erbgut besaß, so bückte sich doch Alt und Jung vor ihm und manche andere Dirne des Dorfes wäre gern seine Hausfrau geworden. So dachte Anna aber nicht. Er mochte noch so sehr um sie herum scharwenzeln und schöne Worte drechseln und ihr silberne und goldene Kleinodien als Lockspeise bieten, Anna war und blieb ihm gram, und ihrem Liebsten, dem jungen Bergmann, treu und hold.

An das Alles dachte heute der junge Bergmann und wurde mit jedem Schritte immer mehr und mehr traurig. Die Zukunft lag wie ein Schacht von grundloser Tiefe vor ihm. Er seufzte laut und Thränen liefen über seine bleichen Wangen. „Wenn ich Anna nicht zum Weibe bekomme," murmelte er vor sich hin, „dann wünschte ich, das Gestein des Goldberges stürzte über mich, oder irgend ein böses Wetter verzehrte mein Gebein." Indem er so sprach, wollte er an einem hohlen Baume vorübergehen. Zufällig fiel sein Blick in die Höhlung. Er wurde ganz starr vor Erstaunen; denn in dem Baume funkelte und blitzte es gar herrlich, wie Gold und Diamanten. Er wollte erst seinen Augen nicht trauen und glaubte, es necke ihn ein böser Traum. Aber als er sich herniederbückte, fand er ein kostbares Geschmeide, eine kunstreich gearbeitete Halskette. Er war vor Freuden außer sich über seinen Fund. „Gott schützt die treue

Liebe!" rief er jauchzend. „Durch seine Macht ist mir dieses Glück zu Theil geworden. O, liebe Anna; gute, alte Mutter! Das wird nun eine Freude geben, wenn ich euch verkünde, wie uns der Herr im Himmel wunderbar geholfen hat."

Wie ein Reh so lustig, rannte er mit großen Sprüngen nach Hagen zurück und in das Haus des Dorfschulzen. Auf der Schwelle kam ihm ein wunderschönes Mägdlein entgegen. Es war seine Liebste Anna, die, während der Vater noch schlief, schon rührig im Hause schaffte. Er zeigte ihr seinen Fund und bat sie, den Vater zu wecken. Da hüpfte sie hoch empor vor Herzensfreude und küßte ihren Liebsten einmal über das andere, was sie sonst selten that, denn sie war eine sittige, verschämte Jungfrau. Dann lief sie an das Bett ihres Vaters, weckte ihn mit einem Kusse und sprach schelmisch: „Steht auf, lieber Vater, geschwind! draußen ist ein reicher Herr, der will mit Euch sprechen." — Als das der Schulze hörte, fuhr er eiligst in sein Morgenröcklein und trat mit seinem Töchterlein in das Wohngemach, worin der freudetrunkene Bergknappe mit klopfendem Herzen harrte. Der Schulze machte ein verdrießliches Gesicht, als er ihn sah, und fragte spöttisch: „Seid Ihr der reiche Herr, der mich zu sprechen verlangt?" — „Ich bin's," antwortete der Bergknappe. „Reich an köstlichem Gut und hoffe auch reich an Glückseligkeit zu werden, wenn Ihr Euer gegebenes

Wort haltet und mir Anna zum Weibe gebt. Seht her, hier ist der Preis, den Ihr ausbedungen." Er hielt ihm das Kleinod vor Augen. Der Schulze verwunderte sich erst gar sehr über den kostbaren Schmuck. Aber es war ihm zugleich gar nicht lieb, daß der Bergknappe so sein Wort gelöset hatte, denn er gedachte an den reichen Förster Geck, der wohl im Stande war, ein Dutzend solcher Kleinodien zu liefern. Er wollte darum allerlei Ausflüchte machen. Allein da sprach sein Töchterlein: „Vater, ich bin immer Eure gehorsame Tochter gewesen und hätte nie meinen Liebsten ohne Euern Segen genommen. Aber ich werde aufhören es zu sein, wenn Ihr Euer Wort nicht haltet. Verlaßt Euch darauf. Gebt Ihr ihn mir jetzt nicht zum Manne, so laufe ich mit ihm in die weite Welt und Ihr seht mich nimmer wieder. Ich schwöre es Euch, und Ihr wißt, ich halte meinen Schwur." — Der Schulze, der sein eigenwilliges Töchterlein kannte, entschloß sich nun schnell, den jungen Leuten seinen Segen zu geben und beraumte auf ihre Bitten den Tag der Hochzeit auf den Ersten des folgenden Monats an. Dadurch schuf er nun gar große Freude in Beider Herzen, so daß sie ihm jauchzend zu Füßen fielen und ihn mit den liebkosendsten Worten nannten. Dann lief der Bergknappe zu seiner alten Mutter und theilte auch der die Nachricht von seinem Funde mit.

Noch denselben Abend kam auch der Förster zu dem

Dorfschulzen und hielt um seine Tochter an. Dieser erzählte ihm mit Bedauern, daß er gezwungen gewesen sei, dem Bergknappen sein Wort zu halten, weil dieser die von ihm gestellte Bedingung treulich erfüllt hätte. Da verzog der Förster spöttisch das häßliche Gesicht, wackelte mit dem rothen Kopfe und sagte dann höhnisch: „Nun, so wünsche ich Euch Glück zu Euerm neuen Schwiegersohn. Er wird Euerm Hause große Ehre bringen. In einigen Tagen sprechen wir mehr davon.“ Mit diesen Worten ging er seines Weges.

Einige Wochen später, wenige Tage vor der Hochzeitsfeier des glücklichen jungen Paares, standen Beide auf der Hausflur des Schulzen und kos'ten mit einander und der verliebte Bräutigam führte allerlei lose Reden und neckte die holdselige Anna, auf den nahen Hochzeitstag anspielend. Da traten auf einmal der Förster und zwei Häscher in's Haus. Und der Förster zeigte auf den jungen Bergknappen und sprach: „Da steht der Dieb, der mir mein Kleinod gestohlen hat. Greift ihn und führt ihn in den Thurm.“ — Die Liebenden fielen wie aus den Wolken. Der Bräutigam wollte sich erst zur Wehre setzen. Da zeigten aber die Häscher einen Befehl vom Richter der nahen Stadt vor. Nun war Nichts zu machen, als in Gottes Namen Folge zu leisten. Der Bräutigam küßte die vor Schreck todesblasse Braut, sprach ihr Muth ein und sagte: „Sei getrost, liebe Anna, Gott

läßt den Unschuldigen nicht zu Grunde gehen. Bald wird es sich zeigen, daß der Förster nur ein Verleumder ist." Hierauf wurde er hinweggeführt. Anna aber ging weinend zum Vater und klagte dem, was geschehen. Wenige Tage darauf wurde Gericht gehalten in der Sache des jungen Bergknappen und des Försters. Der Erstere trat mit dem Bewußtsein der Unschuld kühn vor die Schranken. Der Förster aber brachte zwei Zeugen mit, die schwuren einen hohen Eid, daß sie noch vor wenigen Wochen besagtes Kleinod bei dem Förster gesehen hätten. Der triftigste Zeuge aber war der Goldschmied aus der nahen Stadt Altena, der den Schmuck gefertigt hatte. Da nahm die Sache des Bergknappen schnell eine schlimme Wendung. Vergebens betheuerte er seine Unschuld und daß er den Schmuck gefunden; vergebens berief er sich auf alle Mitbewohner Hagens, die ihm nur das beste Zeugniß geben konnten; umsonst rief er Gott und alle Heiligen zu Zeugen seines reinen, sittenvollen Wandels an. Die Richter sprachen über ihn das Urtheil, er solle als Dieb und Missethäter lebendig verbrannt werden. So hart bestrafte man damals noch den Diebstahl.

Als das Gericht beendigt war, wurde der Delinquent wieder in den Thurm geführt. Am nächsten Morgen sollte er den Scheiterhaufen besteigen. Der Förster aber ging, im Herzen frohlockend, daß es ihm gelungen war, seinen Nebenbuhler zu verderben — denn er war es, der den

Schmuck in den Baum hineingelegt hatte — zum Schulzen und sprach zu ihm und der Tochter: „Seht Ihr nun, was Euch der Bergknappe für Ehre macht. So eben ist er als Dieb verurtheilt und morgen in aller Frühe wird er verbrannt. Nun habe ich doch noch Hoffnung, die holdselige Anna zum Altare zu führen.“ Anna aber entgegnete ihm mit zornigen Worten: „Ehe ich Euch nehme, springe ich in den Schacht des Goldberges. Ihr seid ein heimtückischer Bösewicht, der meinen Bräutigam in's Verderben gebracht hat. Wie? das weiß nur Gott; aber wahr ist es, was ich sage. Mein Bräutigam ist unschuldig und seine Unschuld wird noch dermaleinst an's Tageslicht kommen.“ Der Förster lächelte tückisch und sprach: „Meint Ihr? wenn Ihr Euch nur nicht täuscht,“ und ging von dannen. Anna aber eilte zu der armen, alten Mutter des Verurtheilten, um mit ihr zu weinen und sie zu trösten.

Am andern Morgen wurde inmitten des Dorfes Hagen der Holzstoß, worauf der arme Bergknappe enden sollte, errichtet. Ein großer Haufen Volks von nah und fern fand sich zusammen, um an dem Tode des Verbrechers seine Augen zu weiden. Unter ihm befand sich auch der Förster, der mit Sehnsucht darauf wartete, daß die Flamme das Opfer seiner Heimtücke verzehre.

Als alle Anstalten beendet waren, holte man den Gefangenen aus dem Thurm und band ihn auf den Scheiterhaufen. Noch einmal betheuerte er laut seine Unschuld;

dann hob er die Augen gen Himmel und rief: „Vater da oben, der Du in die Tiefe der Herzen blickst, Dir übergebe ich meinen Geist: Du wirst einst klar machen, was jetzt dunkel ist.“ Dann wandte er sich zu der Menge, worunter er mehrere seiner Spielgenossen erblickte und sprach: „Euch, meine Freunde, flehe ich in der letzten Stunde an, laßt meine arme, alte Mutter nicht in Hunger und Elend umkommen. Unterstützt sie mildthätig und schmäht sie nicht, weil ihr armer Sohn den Tod eines Verbrechers sterben mußte. Ade, herzliebe Mutter, Ade, meine theure Braut! Gottes Gnadenhand walte über Euch!“ Das waren seine letzten Worte, die von allem Volk mit lautem Weinen angehört wurden. Besonders waren die Weiber und Jungfrauen sehr betrübt darüber, daß ein so frommer, schmucker Gesell eines so fürchterlichen Todes sterben sollte; denn fast Alle waren, trotz dem Urtheile der Richter, von des Bergknappen Unschuld im Grunde des Herzens überzeugt. Nun wurde der Holzstoß angezündet, die Flamme schlug knisternd empor und Rauch umhüllte den Unglücklichen. Aber kein Wehgeschrei ward von seinen Lippen gehört. Da, nach Verlauf von einigen Minuten, brach der Scheiterhaufen krachend zusammen und aus den Trümmern stieg eine weiße Taube vor aller Augen langsam empor, hob sich unter dem Erstaunen des Volks immer höher und höher und verschwand endlich in der Bläue des Himmels.

„Ein Zeichen Gottes! Ein Zeichen Gottes! Der Bergknappe war unschuldig! Wehe den ungerechten Richtern! Wehe Dem, der ihn verleumderisch anklagte!“ So rief das Volk wild durcheinander. Und damit ergriffen sie Steine und Koth und schleuderten sie auf die Richter und Häscher. „Wo ist der Förster? auch er soll sterben! er, der das unschuldige Blut in's Verderben stürzte!“ rief eine Stimme. — „Hier ist er! hier ist er! wir wollen ihm sogleich sein Recht anthun!“ schrie ein vierschrötiger Bergmann und schleppte den zappelnden Rothkopf beim Kragen herzu. Vergebens stellte er sich zur Wehre, vergebens bat er um Erbarmen — man warf ihn in die Glut des Scheiterhaufens hinein, und da er sich wieder hervorarbeitete mit gräßlich verbranntem Gesichte, schlug ihm ein Altenaer Bauer ohne Mitleid mit einem Kloben Holz auf den Kopf, daß er elendiglich den Geist aufgeben mußte.

Nun eilten mehrere Bewohner des Dorfes Hagen zu der Mutter des Bergknappen und verkündeten ihr, wie Gott ihres Sohnes Unschuld so herrlich offenbart hätte und wie seine Seele als eine glänzende Taube in den Himmel geschwebt sei. Anna, die bei ihr war, fiel dankend auf die Kniee. Die Alte aber hörte nicht auf das Volk; denn sie war wahnsinnig geworden. Ihre greisen Haare, die ein Kranz von Mohnblumen schmückte, hingen wild flatternd um ihre abgemagerten Glieder, ihr Auge

rollte, ihr Mund murmelte abgebrochen: „Verfluchtes Gold! verfluchtes Gold! hast meinen Sohn gemordet! Goldberg! Goldberg! zu dir, zu dir, will dich verfluchen für die Ewigkeit.“ Indem sie so sprach, stürzt sie aus der Hütte und schreitet durchs Dorf und den Goldberg hinan. Nicht achtet sie die gräßlichen Blitze, das Rollen des Donners, womit ein plötzlich heraufgestiegenes Gewitter das Volmethal in Schrecken setzt. Oben angelangt, umkreist sie mit schnellen Schritten den Hügel dreimal und eben so oft spricht sie den schrecklichen Fluch aus: „Gold! Gold! verfluchtes, gleißendes, blendendes Gold! Du hast meinen lieben Sohn gemordet! sei verwünscht dafür in den tiefsten Abgrund! Deine Quelle soll versiegen so viel tausend Jahre, als Mohnkörner auf meinem Haare sind!“ Mit diesen Worten schleudert sie erst den Kranz in den Schacht hinein; dann stürzt sie sich selbst mit einem fürchterlichen Schrei in die entsetzliche Tiefe. Aus dem Schachte aber schlugen in demselben Augenblicke rothe und blaue Flammen empor, ein furchtbares, unterirdisches Getöse wird gehört und Schacht und Stollen stürzen zusammen.

Mit Entsetzen hatte man das Erbeben des Goldberges im Volmethale vernommen. Alt und Jung glaubte, der letzte Tag sei gekommen und war laut betend auf die Kniee gesunken. Indessen zog das dräuende Gewitter langsam vorüber; bald war der Himmel wieder

blau und die Sonne strahlte warm und golden. Da zogen die nahen Bergleute nach dem Schachte des Goldberges, um die Verwüstung selbst zu schauen. Sie fanden Alles verschüttet. Und so sehr man sich auch später bemühte, wieder die Gold- und Silberadern des verfluchten Berges aufzufinden; sie waren für immer verschwunden.

Der Wunderbrunnen zu Blomberg.

In dem Lippischen Städtchen Blomberg lebte vor alter Zeit eine Wittwe, die viel Geld und Gut besaß, aber dennoch nicht zufrieden war mit dem Segen, der durch den Tod ihres Mannes über sie gekommen war. Mit Neid und Mißgunst blickte sie auf ihre Nachbaren, die theils durch Erbschaft, theils durch anhaltenden Fleiß ihr Vermögen mehrten. Dieses hätte ihr nun wohl auch gelingen können, denn sie besaß einen Kaufmannsladen und hatte Anfangs Nahrung die Hülle und Fülle. Aber weil sie die Käufer übertheuerte und gewöhnlich zu knapp maß, blieben ihre Kunden nach und nach weg. Sie dachte aber nicht daran, daß sie selbst schuld an dem Krebsgange ihres Geschäftes sei, sondern meinte: ihre Nachbaren müßten ihr die Kundschaft auf eine unerlaubte Weise

weggelockt haben. Nun wohnte wenige Häuser von dem ihren eine wackere Frau, gleichfalls Wittwe, die hielt auch einen Kramladen, und weil sie ihre Kunden redlich bediente und den Armen manches warme Stück Zeug, ihre Blöße zu bedecken, aus Barmherzigkeit überließ, so segnete der Herr, der wohlgefällig auf die Barmherzigen blickt, ihren Hausstand reichlich, und sie wurde von Jahr zu Jahr wohlhabender.

Die geizige und ungerechte Frau trat nun eines Tages zu ihr hin und fragte sie mit neiderfüllten Blicken: „Ich weiß nicht, Frau Nachbarin, wie Ihr es anfangt, täglich reicher und reicher zu werden. Das kann doch unmöglich mit rechten Dingen zugehen? Ich lege meine Hände doch auch nicht in den Schooß, aber bei mir will es seit einiger Zeit durchaus nicht mehr vom Flecke.“ — Da lächelte die brave Frau schelmisch und versetzte schlau: „Wie das zugeht, wollt Ihr wissen? So hört, ich will es Euch sagen; aber Ihr müßt bei Leib und Leben es sonst Niemanden anvertrauen. Wenn Ihr so reich werden wollt, wie ich, müßt Ihr einen Gott im Kasten haben. Mit der Arbeit allein ist's nicht abgemacht.“ Sie meinte damit: man müsse Alles mit dem Herrn beginnen, dann könne der Segen nicht ausbleiben. Aber die geizige Nachbarin verstand sie falsch und beschloß sich einen Gott nach ihrer Meinung zu verschaffen, ihn in ihre Geldtruhe zu legen und dann eben so reich zu werden,

als die Nachbarin. Da sie aber zu geizig war, um sich einen Gott für Geld zu kaufen, so entschloß sie sich, einen heimlich aus der Kirche zu entwenden. Sie ging darum in tiefer Mitternacht — es war gerade um die Weihnachtszeit, wo des Nachts Gottesdienst gehalten wird — in die Kirche, ließ sich dort einschließen, stahl, als das Heiligthum von Menschen geleert war, die Hostie aus der Monstranz und schlich, vor Kälte und Angst bebend, als die Kirche wieder geöffnet wurde, nach Hause. Sie legte nun die Hostie in ihre Truhe und glaubte: Jetzt bin ich für immer geborgen.

Bald darauf aber ward der Kirchenraub entdeckt. Da wurde nun Untersuchung in den meisten Häusern des Ortes angestellt, und endlich auch in dem Hause der Thäterin. Ueber diese kam deshalb eine entsetzliche Angst. Sie nahm daher die Hostie wieder aus dem Kasten, ging in den Hof zu ihrem Brunnen und warf sie hinein. Allein mit großem Schrecken mußte sie gewahren, daß sie nicht untersinken wollte. Vergebens nahm sie eine Stange, stieß darnach und versuchte es, sie unterzutauchen, sie schwamm fortwährend oben. Nun kamen die Mönche suchend in ihr Haus und durchstöberten es bis zum Hahnebalken. Endlich gingen sie auch zum Brunnen und fanden allda auf dem Wasser, was sie suchten. Sie erstaunten gar sehr darob und fragten die Besitzerin, wie die Hostie wohl dahin gekommen sein möchte. Da sagte diese:

„Gott weiß es. Vielleicht hat sie meine Magd oder der Knecht gestohlen und so verbergen wollen. Ich bin unschuldig, die Heiligen wissen es." — Da sie aber während dieser Worte sehr blaß aussah und zitterte, so warf man auch Verdacht auf sie. Sie wurde darum sogleich gefänglich eingezogen, und mit ihr der Knecht und die Magd. Nun wurden alle Drei strenge befragt. Die unschuldigen Diener leugneten standhaft, als sie auf die Folter gebracht wurden, und Gott gab ihnen Stärke, die entsetzliche Pein siegreich zu bestehen. Endlich wurde auch die wirkliche Diebin gefoltert. Diese leugnete zwar auch bei den ersten Foltergraden; doch schon bei dem dritten verließ sie die Kraft und sie gestand heulend ein, welch' eine große Sünde sie begangen habe. Darauf wurde sie als Kirchenräuberin, und weil sie das unschuldige Blut hatte in Gefahr bringen wollen, zum Feuertode verurtheilt und bald hernach unter großem Zulaufe der Volksmenge verbrannt. Ihr Geld und Gut fiel halb der Kirche zu, halb bekam es der Knecht und die Magd, als Entschädigung für die erlittenen Schmerzen, die sie unschuldig auf der Folter ausgestanden hatten.

Diese reichten sich zum ehelichen Bunde die Hand und führten den Laden der verbrannten Wittwe nun für eigene Rechnung fort; und weil sie den wahren Gott im Hause hatten, nämlich Frömmigkeit und Fleiß, so gedieh ihr Handel wunderbar und sie wurden aus blutarmen

Leuten die wohlhabendsten und geachtetsten Bürger des ganzen Ortes. Das Wasser des Brunnens aber, in dem die geweihte Hostie geschwommen hatte, sollte bald in der ganzen Gegend berühmt werden. Seine Wunderkraft wurde so entdeckt:

Eines Morgens litt die junge Frau an heftigen Zahnschmerzen, ihre Wange war dazu dick angeschwollen. Trotz dem aber ging sie, wie gewöhnlich, an den Brunnen, schöpfte Wasser und wusch sich das Antlitz. Unmittelbar darauf vergingen ihre Zahnschmerzen, die Geschwulst legte sich, und sie konnte sich frisch an ihre Hausarbeit begeben. Sie erzählte das sogleich ihrem Manne. Der dachte an die Hostie und meinte, diese habe das Wasser wahrscheinlich wunderkräftig gemacht. Um sich zu überzeugen, rief er einen lahmen Bettler herein, der an der Krücke hinkte und ließ ihn sein lahmes Bein mit dem Wasser des Brunnens waschen. Der that's, und siehe da, nach einigen Tagen lief er auf beiden Beinen gleich gut. Da ging der Hausherr zu den Mönchen des naheliegenden Klosters und erzählte, wie Gott der Herr das Wasser seines Brunnens mit heiliger Wunderkraft begabt habe. Nun kam der Abt selbst und prüfte es an mehren kranken Brüdern des Klosters. Auch hier bewährte es sich. Bald erscholl der Ruf des heiligen Brunnenwassers durch's Städtchen und von diesem aus verbreitete er sich durch's ganze Land.

Aus der Nähe und Ferne strömten Sieche aller Art herbei und wurden, da sie gläubig waren, schnell geheilt. Das Kloster aber wurde reich durch die vielen Spenden, welche dankbare Seelen auf dem Altar für ihre Genesung niederlegten.

Graf Friedrich von Isenburg.

Zu Köln am Rhein herrschte im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der Erzbischof Engelbert. Das war ein gar frommer und heiliger Mann, und wurden zu allen Zeiten nur wenige Seinesgleichen gefunden. Trotz dem aber, daß er untadelhaften Wandels lebte und den Krummstab mit Milde regierte, mußte dieser ehrwürdige Mann doch eines elenden und schändlichen Todes sterben und zwar von seines Brudersohnes mörderischer Hand, dem er, dessen wilden Sinn kennend, nicht in allen Dingen gewillfahrt hatte.

Es war am 7. November, am Tage des heiligen Willibrordus, als der Erzbischof, von einer Synode in Soest kommend, durch Gevelsberg ritt, um nach Köln zurückzukehren. Er war begleitet von mehren hohen geistlichen Herren und von einer Schaar Reisigen, die ihm zum Gefolge diente. Sein Vetter, Graf von Isenburg, den er in Soest tüchtig gescholten, weil dieser die Abtei

Werden mit ungerechten Ansprüchen behelligte, gab ihm bis Westhofen das Geleit. Dann nahm er von ihm Abschied, nachdem er ihm reuig die Hand geküßt und Besserung gelobt hatte, ritt aber mit seinem Gefolge heimlich durch die Ruhr und legte sich im Walde bei Gevelsberg in den Hinterhalt, um seinem ehrwürdigen Oheim tückisch aufzulauern und Rache an ihm zu nehmen.. Der Erzbischof, keinen Trug noch Hinterlist ahnend, ließ einen Theil seines Gefolges in der Schenke zu Gevelsberg zurück — die Herren waren nämlich zu scharf geritten und wollten sich ein wenig beim Humpen gütlich thun — und reis'te, von wenigen Getreuen und einem jungen Edelknappen begleitet, weiter. Dieser Knabe, der ihm zur Seite ritt, war sein Liebling; denn er zeigte sich, trotz seiner großen Jugend, schon fromm und voll ritterlichen Muthes. Der heilige Mann kos'te freundlich mit dem blonden Buben, dessen Ohr an den Lippen des Erzbischofs, wie die Biene an den Blüthen, hing. Da, in dem Augenblicke, wo der Ehrwürdige gerade die heiligen Worte sprach, das Verdienst eines Ritters bestände weniger in Tapferkeit und mannhaftem Wesen, als in Frömmigkeit und Demuth, brach die meuterische Schaar aus dem Hinterhalt. Der Graf von Isenburg ritt an ihrer Spitze. Wie der Sturmwind braus'ten sie heran und umzingelten den heiligen Mann und den Edelknaben. Die beiden Aebte, die ihn begleiteten, flohen davon. Die drei Rei-

sigen setzten sich mannhaft zur Wehre, wurden aber schnell niedergehauen. „Hund!“ schrie der wüthende Isenburger den Erzbischof an, „Hund, nun sollst Du mir büßen für alle die Schmach, so Du mir angethan; büßen, daß Du mich einst im Sünderhemdlein, die Schandekerze in der Hand, Buße thun ließest. Nehmt ihn gefangen und schleppt ihn auf mein Schloß!“ — Das war nun aber nicht leicht gethan; denn der Erzbischof wußte eben so gut, als den Hirtenstab, auch das Schwert zu führen. Er sprang rasch vom Pferde und ins nahe Dickicht hinein. Hier lehnte er sich mit dem Rücken an eine mächtige Buche und ließ sein gutes Schwert wacker um sich herumschwirren. Darüber, daß der Erzbischof sich nicht geduldig wollte greifen lassen, geriethen nun die Gesellen des Isenburger in die rasendste Wuth. Sie schonten seines Lebens jetzt nicht mehr und hieben wie toll und blind auf ihn los. Umsonst rief der Isenburger, der nicht die Absicht hatte, ihn tödten zu lassen, sondern nur gefangen zu nehmen: „Haltet ein! haltet ein!“ Ein gemeiner Knecht spaltete dem heiligen Manne das ehrwürdige Haupt, der Ritter Rinkerad, Friedrichs Busenfreund, stach ihm verrätherisch den Dolch in die Weichen. Das Schwert entfiel seinen Händen; mit brechendem Auge sank er in die Kniee und seine letzten Worte waren: „Friedrich, ich vergebe Dir, möge Gott Dir auch vergeben!“ Dann fiel er auf den Rasen hin und verhauchte sein edles Leben. Die Mörder aber flohen

gesträubten Haares davon, Graf Friedrich von Isenburg auf seine hohe Feste bei Hattingen, die anderen Ritter gleichfalls in ihre Burgen. Noch lag der ehrwürdige Herr im Todeskampfe, da kroch langsam, mit unsäglicher Anstrengung Engelberts Liebling, der kleine Edelknabe, der auch todtwund war, zu seinem Herrn heran, legte dessen blutendes Haupt auf seinen Schooß und küßte ihm wimmernd die blassen Lippen. Dann neigte er sich über ihn und gab gleichfalls seinen Geist auf.

Da erscholl Hufschlag in der Nähe. Die beiden entflohenen Aebte hatten Hülfe herbeigeholt. Sie kam zu spät, denn der Erzbischof hatte längst geendet. Als die Ritter und Reisigen nun ihren Herrn und Fürsten so jämmerlich daliegen sahen, da erhob sich ein lautes Wehklagen, daß weit herum der Wald davon ertönte. Dann wurde eine Bahre herbeigeholt, die beiden Leichen daraufgelegt und für die Nacht unter Dach geschafft. Des andern Tages brachte man sie nach Köln. Da wurde auch des Weinens und Klagens gar viel, besonders waren die Armen, die Wittwen und Waisen untröstlich. Die Mörder aber verwünschte man in den Abgrund der Hölle. Die Leiche des Ermordeten wurde mit großem Gepränge beigesetzt, er selbst aber vom Haupte der Christenheit in Rom heilig gesprochen.

Als das geschehen war, galt es, den Frevlern die ihnen gebührende Strafe zukommen zu lassen. Graf

Friedrich von Isenburg wurde zu Nürnberg vom Kaiser in die Acht erklärt, seine Nachkommen dazu. Der Erzbischof von Köln, Engelberts Nachfolger, zog mit einem großen Heerhaufen nach des Isenburgers Landen, zerstörte seine Burgen, Isenburg und Nienbrügge mit der daran liegenden Stadt und machte sie der Erde gleich. Der Graf selbst, den längst Reue und Gewissensbisse quälten, nahm von seiner Hausfrau und seinen Kindern wehmüthigen Abschied und entfloh bei Nacht und Nebel in Pilgerkleidung. Lange irrte er umher in Deutschland, Frankreich und Italien, ohne entdeckt zu werden. Endlich trieb ihn die Sehnsucht, Weib und Kinder wiederzusehen, die er in der Obhut eines treuen Freundes zurückgelassen, wieder nach der Heimath. Da wurde er im Bisthum Lüttich, zwischen Hoy und Lüttich, vom Ritter Balduin von Geneff gefangen genommen und nach Köln ausgeliefert. Hier wurde er erst grausam gefoltert und gemartert und dann vor dem Severinthor auf einem kleinen Berge von unten auf gerädert. Solche Strafe erlitt der Isenburger mit Recht, weil er die Hand freventlich an seinen leiblichen Oheim und frommen Kirchenfürsten gelegt hatte. Dieser ruhte im Dom, von tausend Ampeln umstrahlt, von Weihrauchswolken umwallt. An seinem Grabmal tönt noch jetzt der Gesang der gläubigen Christen, während des Mörders Gebein ehrlos auf dem Rade ein Raub der Verwesung wurde; von Allen gehaßt, von

Allen verflucht, nur von einem Wesen nicht, und das war seine getreue Hausfrau, die den Vater ihrer Kinder, obgleich er ein so großes Verbrechen begangen hatte, dennoch unsäglich liebte. Als sie hörte, wie ihr Gatte gefangen genommen und bestraft sei, pilgerte sie, ihre zarten Kindlein an der Hand, zu Fuß nach Köln. Dort sah man sie viele Tage lang, selbst bei Sturm und Unwetter, unter dem Rade verweilen. Bald rang sie die Hände, bald flehte sie auf den Knieen für das Heil seiner Seele, bald scheuchte sie die Raben mit ihrem Schweißtuche hinweg. Endlich tödtete sie der Gram. Die unschuldigen Kindlein nahm Friedrichs Bruder, der Bischof von Osnabrück, zu sich und ließ sie fromm und ehrbar erziehen. Im Hohlwege bei Gevelsberg wurde zum Gedächtniß dieser Greuelthat an der Stelle ein Kreuz errichtet, wo der hohe Kirchenfürst die ersten Wunden empfangen hatte. Wo er sich verblutete, erbaute man im folgenden Jahre eine Kapelle. Endlich wurde aus den Gütern des Mörders im Jahre 1251 ein Nonnenkloster des Cisterzienserordens gegründet, das sich später in eine adeliche freiwillige Abtei verwandelte.

Die Bekehrung Wittekind's.

Vor mehr denn tausend Jahren war der Segen des Christenglaubens noch nicht in die von dichten Wäldern umdüsterten Gauen Westfalens gedrungen. Damals betete man noch die heidnischen Götzen, Wodan und Thor und die Irmensul an und brachte ihnen blutige Thier-, ja sogar Menschenopfer dar. Das erfuhren nun die heiligen Christenpriester im weit im Meere gelegenen Irland, und da erbarmte es ihrer, daß so viele tapfere Heldenseelen — die alten Sachsen waren weit und breit berühmt wegen ihrer Unerschrockenheit und ihres Muthes — fort und fort in die ewige Verdammniß fahren sollten, und sie sendeten unverzagte, von göttlicher Kraft beseelte Männer nach Westfalen, die den in Aberglauben versunkenen Heiden von dem Sohne Gottes kündeten und das Kreuz aufpflanzten, wo sie nur konnten. Aber es ging nur langsam mit der Verbreitung des neuen Glaubens; denn diese Völker waren verstockt und eigensinnig und zogen den wilden

Kriegsgott Wodan dem sanften Friedensgott Christo vor. Gelang es den frommen Männern nun auch hier und dort, eine heidnische Gemeinde zu taufen und für den Himmel zu gewinnen, so fielen oft die umherwohnenden Heiden über sie her, zerstörten die neuerrichteten Altäre und schlachteten die Priester ihren Götzen. So hätte es wohl noch Jahrhunderte gewährt, ehe der Christenglaube feste Wurzeln im Teutoburger Walde gefaßt, wenn nicht ein großer Fürst im Frankenlande sich der verfolgten Christenpriester in Westfalen angenommen hätte.

Dieser Fürst war Karl der Große, ein Kaiser der Franken, die im Süden Europa's wohnten. Sein Wahlspruch war: „So weit die Sonne scheint, soll Christus König sein." Und darum machte er sich auf mit einem mächtigen Heere, welches unzählbar war, wie der Sand am Meere, und zog nach dem Sachsenlande und drang in die finsteren Waldungen Westfalens und zerstörte die Götzenbilder, ließ die heiligen Bäume durch die Schärfe der Axt fallen, errichtete Kapellen und Klöster, setzte eine Menge Priester ein und zwang die verstockten Sachsen mit Gewalt, sich taufen zu lassen. Weil nun Karls Heer gar so mächtig war, so konnten die Sachsen, trotz ihrer Tapferkeit, ihm nicht lange Widerstand leisten. Da fügten sie sich schlau, ließen sich taufen und versprachen, den Bischöfen und Priestern allen Beistand angedeihen zu lassen. Wenn aber der Kaiser Karl,

den wichtige Geschäfte abriefen, in seine Staaten zurückgezogen war, so empörten sie sich rasch, fielen über die Klöster her, verbrannten sie und ermordeten nicht allein die Priester, sondern auch ihre christlichen Landsleute, und verschonten weder Weiber noch Kinder. Als das Karl der Große erfuhr, ergrimmte er gewaltig. Und er kam wieder mit noch mehr Rittern und Kriegern denn zuvor, und bestrafte die Empörer mit Feuer und Schwert.

Nun aber hatten die Sachsen einen Herzog, der hieß Wittekind, der war von großer und kräftiger Leibesgestalt, tapfer und edlen Herzens, die Krone aller Sachsenhelden, aber durch und durch im innersten Gemüthe den alten Heidengöttern zugethan. Unter dessen Banner schaarten sich die Sachsen und Westfalen und zogen gegen den fränkischen Kaiser Karl zu Felde und thaten ihm, wenn sie auch selten das Feld behielten — denn ihnen fehlte die Kriegskunst der Franken — doch großen Schaden. Da sah nun Karl wohl ein, daß nie sein heiliges Werk in diesem Lande gelingen möge, wenn nicht ihr Herzog Wittekind sein Freund und Verbündeter und ein Christ würde. Er machte darum dem Sachsenhelden die lockendsten Anerbietungen und versprach, ihn zum Könige vieler Länder zu erheben, wenn er sich entschlösse, die heilige Taufe zu nehmen und so seinen Völkern mit gutem Beispiele voranzugehen. Das schlug aber Wittekind hartnäckig aus und ließ dem Kaiser auf seinen Antrag erwie-

dern: „Du nennst Dich einen Mann des Friedens, willst uns die ewige Seligkeit eines Christenhimmels bringen, und verwüstest unsere Fluren mit Feuer und Schwert und schlachtest meine Brüder, weil sie nicht glauben wollen, wie Du. Geh, Dein Glaube kann nicht der wahre sein, da ja Deine Priester selbst lehren: Segnet eure Feinde, und Du von Allem das Gegentheil thust."

In dieser Hinsicht hatte der Heide Wittekind nun wohl gewissermaßen Recht; aber er bedachte nicht, daß man bei einem so wilden und blutdürstigen Volke, wie damals die Sachsen waren, mit Sanftmuth nicht viel ausrichten könne, wie schon frühere Beispiele dargethan hatten.

So wäre Wittekind nun wohl als Heide zu seinen Vätern heimgegangen, wenn nicht Gott selbst durch ein Wunder bewirkt hätte, was menschliche Ueberredungskunst nicht zu bewirken im Stande war.

Es war um das Fest der heiligen Ostern, als die beiden Heere kampfgerüstet einander gegenüber standen. Das Kriegsfeld war an der Weser, in der Gegend, wo jetzt die alte Stadt Minden liegt. Hier hatte Karl der Große sein Lager aufgeschlagen. Die Schaaren des Sachsenherzogs lagen in den nahen Wäldern verborgen.

Da, am heiligen Ostermorgen der Christen, schlich ein Mann, in Bettlerlumpen gehüllt, ins Frankenlager ein. Es war Wittekind, der in eigener Person die Lage des Frankenheeres erkunden wollte, um seine Feinde desto

sicherer zu verderben. Gerade trat er aus dem Walde, als morgenröthlicher Schein das vor ihm liegende Lager der Franken erhellte. Er blieb wie eingewurzelt stehen; denn was er sah, war nicht eine Menge zum Kampf gerüsteter Streiter, sondern viele knieende Beter, die mit gen Himmel gerichtetem Antlitz einen frommen Gesang absangen zu Ehren des göttlichen Sohnes, der an diesem Tage einst Hölle und Tod besiegt hatte. Der Gesang nun war so wunderbar rührend und feierlich, daß dem heidnischen Herzoge das Gemüth tief bewegt ward und Thränentropfen in seine Augen quollen. Aber noch größere Rührung ergriff sein Herz, als er sah, wie viele ehrwürdige Männer im Priestergewande in den Reihen umhergingen und den gläubigen Kriegern das Abendmahl reichten, wie der große Frankenkönig, der selbst demuthsvoll den Herrn im Staube verehrte, mit seinen Rittern das heilige Brod empfing. Und wie er noch erstaunt hinblickte, da offenbarte sich ihm mit einemmale ein großes Wunder. Die Priester waren verschwunden und statt ihrer schwebten wunderschöne, mit lichten Gewändern angethane Engelkinder umher und vertheilten den göttlichen Leib des Weltheilandes. Da trieb es den Sachsenherzog mit Allgewalt, sich unter die betende Menge zu stürzen, dahin, wo der große Kaiser kniete. Er warf sich vor demselben nieder und rief feurig: „Bruder Karl, ich bin Wittekind, der Sachsenherzog. Dein Gott selbst hat mir

die Augen geöffnet. Gieb mir die Taufe, daß auch ich der ewigen Gnade Deines Glaubens theilhaft werde." Da sprang Karl auf und schloß ihn vor Aller Augen bewegt an seine Brust und küssete ihn und nannte ihn Bruder, und alle Krieger jauchzten laut auf und ein donnernder Jubelruf erfüllte ringsum die Morgenluft.

Wenige Stunden darauf empfing Wittekind in der heiligen Taufe die Gnade des ewigen Lebens. Und wie er als Heide gewesen, beharrlich und standhaft in Wort und Glauben, so war er nun auch als Christ. Nachdem er hinlänglich in der Christenlehre unterrichtet worden, kündete er seinen Völkern selbst das Wort Gottes, und sie folgten dem Beispiele ihres großen Heerführers und ließen sich taufen, wie er. Bald stiegen im Westfalenlande eine große Anzahl Kirchen und Klöster empor, die Wittekind und Karl mit eigener Hand gegründet, und nach einem Jahrhundert war kein Heide mehr im Lande der Sachsen zu finden. An der Weser aber, wo Wittekind ein festes Schloß stehen hatte, wurde ein prächtiger Christentempel gebaut. An seiner Stelle prangt jetzt der herrliche Dom in Minden. Ein Jahrtausend ist seitdem vorübergegangen, aber die Sage hat treulich die Bekehrung des Sachsenherzogs durch ein Wunder Gottes im Munde des Volks aufbewahrt.

Die treue Frau des Ritters von Klusenstein.

Aus dem Erkerfenster der auf einem hohen, steilen Felsen gelegenen Burg Klusenstein schaute eine schöne Frau mit kummervollem Herzen und rothgeweinten Augen in das tiefe Thal hinab, das die schmale Hönne blitzschnell durchrauscht. Es war die eben so schöne als treffliche Gemahlin des Ritters Eberhard von Klusenstein, der mit Kaiser Friedrich Barbarossa in's Morgenland gezogen war, um die Sarazenen aus der heiligen Stadt des Erlösers zu verjagen. Schon drei Jahre war er abwesend und noch keine Kunde von ihm zu dem Ohre der liebenden Gattin gelangt. Hatte er ihrer treulos vergessen, war er in die Gefangenschaft der wilden Heiden gerathen, oder getödtet? Sie hatte Nichts von den heimkehrenden Pilgern über ihn erfahren können. Das machte sie nun so betrübt, daß sie schier schwermüthig wurde; denn

sie liebte ihren Eheherrn mehr als den Stern ihres Auges, ja mehr als ihr eigenes Leben. Dazu belastete noch eine andere schwere Sorge das Herz des edlen Weibes. In der Nähe der Burg Klusenstein lag noch eine andere Feste, die gehörte einem wilden Raubritter, genannt der schwarze Benno. Dieser, noch ein Hagestolz trotz seiner vierzig Jahre, hatte seine Augen auf die verlassene Frau seines Nachbars geworfen und war von ihren wunderholden Reizen zu böser Lust entzündet worden. Er sprengte darum aus: der Ritter Eberhard von Klusenstein werde nimmer wiederkehren, weil er im Sarazenenlande seinen Glauben abgeschworen und eine schöne Heidin geheirathet habe. Das glaubte aber Mathilde von Klusenstein nicht; denn sie wußte, wie wacker und fromm ihr Gatte immer sein Lebenlang gewesen war. Und darum, als der schwarze Benno eines Tages in ihre Burg kam und, auf die lügenhafte Nachricht anspielend, um Mathildens Liebe warb, versetzte sie klug und edel: „Ein Solches kann ich von meinem Eberhard nun und nimmer glauben. Aber wäre es auch wahr, so würde ich doch nimmer zu einer zweiten Ehe schreiten, sondern lieber in ein Kloster gehen und in einsamer Zelle zu Gott beten, daß er meinem verirrten Gatten seine Sünden vergeben möge." — Benno hörte dieses und dachte: „Ei was, die Weiber zieren sich nur. Ein kühner Angriff wird mir die schwache Frau leicht in die Arme liefern." Er näherte sich ihr darum

keck, umschlang ihren Leib und wollte sie auf die Wange küssen. Sie aber rief in ihrer Todesangst nach Hülfe. Da kamen der Burgvoigt und ein halbes Dutzend Knechte mit gezogenen Schwertern in's Gemach und wollten dem schwarzen Benno zu Leibe, weil sie meinten, er habe der edlen Frau Gewalt anthun wollen. Jetzt wäre es der Beleidigten ein Leichtes gewesen, sich ihres Feindes für immer zu versichern. Allein sie bezwang ihren Zorn und sagte weiter Nichts, als: „Gebt dem Ritter das Geleit über die Zugbrücke. Ich hoffe, Herr Benno, Ihr werdet mich niemals wieder mit Eurem Besuche belästigen." Da schäumte der schwarze Benno vor Wuth, griff an sein breites Schwert und blickte mit zornigen Augen auf den Burgvoigt und die Knechte. Der Burgvoigt aber, ein riesig starker Mann, versetzte kalt: „Seid kein Narr, Herr Benno, und brockt Euch hier eine böse Suppe ein, sondern geht ruhig nach Hause und verzecht Euren Grimm beim Humpen. Wir kennen Eure Absicht auf unsere edle Frau längst und sind entschlossen, sie mit Gut und Blut, mit Leib und Leben gegen Euch zu beschützen." — Da knirschte Benno mit den Zähnen. Dann sprach er: „Mathilde von Klusenstein, Ihr habt mir, dem tapfersten Ritter weit und breit, schweren Schimpf angethan. Schreibt es Euch selbst zu, wenn ich dafür Rache an Euch nehme!" — Mit diesen Worten ging er, von dem Burgvoigt und den Knappen begleitet, seines Weges.

Der Burgvoigt schloß die Pforte hinter ihm und sagte: „Wenn Euch einmal wieder die Lust ankommt, um unsere Hausfrau zu werben, so denkt, daß wir, bevor wir Euch in die Burg lassen, einen Steinkorb auf Euer Haupt ausleeren."

Von da an brütete Benno Rache. „Sie soll doch mein werden," dachte er. „Jetzt muß ich Gewalt brauchen, ihre Burg einnehmen. Aber wie? Die Feste ist gut verwahrt, der Burgvoigt ist ein tüchtiger Degen und wachsam dazu. Die Knechte lieben ihre Gebieterin. Hm! es wird ein harter Strauß werden. Thut Nichts! Ich wende Alles an, um zum Zwecke zu gelangen." So denkend warb er nach und nach aus herumlaufendem Gesindel eine große Anzahl Knechte, ließ sie auf seinem Burghofe tüchtig in den Waffen üben und versprach ihnen eine große Belohnung, wenn sie in der bevorstehenden Fehde wacker kämpfen würden. Indessen rüstete man sich auch auf der Burg Klusenstein, denn man ahnte nichts Gutes von dem schwarzen Benno. Die Steinkörbe wurden gefüllt, die Pforten gut verrammelt, die Schwerter und Lanzenspitzen tüchtig geschärft. Mathilde von Klusenstein ging selbst zwischen den Burgknechten einher, sprach leutselig mit ihnen und fragte sie: „Werdet Ihr die Hausfrau Eures edlen Ritters dem schwarzen Benno leicht in die Hände liefern?" Da erwiederten die Knechte: „Erst muß uns der Feind wie Kraut und Rüben zer-

hacken, ehe das geschieht. Wir wollen dem schwarzen Benno zeigen, daß wir bessere Fäuste haben und treuere Herzen, als sein geworbenes Gesindel, das aus allen Landen zusammengelaufen ist." Wenn das die edle Frau hörte, ging sie getröstet in ihr Gemach, nahm ihr vierjähriges Töchterlein auf den Schooß und erzählte dem Kinde von dem lieben Vater, der bald aus dem fernen Morgenlande heimkehren und ihr schöne seltene Blumen und blitzende Steine mitbringen würde.

Indessen sollte es doch anders kommen, als Mathilde und ihr treuer Burgvoigt dachten.

Unter den vielen wackeren Herzen befand sich auch Eins, worin die Schlange des Verrathes wohnte. Das klopfte in der Brust eines dicken, vierschrötigen Lümmels, der wegen seiner Trägheit von den anderen Knechten mit dem Spitznamen: „Dachspeter", belegt worden war. Dieser Bursche nun mußte oft die züchtigende Hand des Burgvoigts fühlen, der ein strenges Regiment handhabte und überall für gute Ordnung sorgte. Darüber war der faule Dachspeter dem braven Manne gram geworden. Und als nun der schwarze Benno heranzog und die Burg mit seinen Mannen umstellte, da dachte er daran, wie er die Burg dem Feinde überliefern könnte, um sich einen guten Dank zu verdienen und den Burgvoigt in's Unglück zu bringen. Daß er zugleich die edle Frau und eine Menge anderer Christenleute in's Verderben stürzen würde, daran

dachte er in seiner Dummheit nicht, und lieferte so den Beweis, daß ein dummer Schurke oft eben so viel Unheil stiften kann, als der durchtriebenste Schalk.

Nun führte aus dem Innern der Burg ein unterirdischer Gang in's Thal hinab. Den kannte nur der Burgvoigt und wenige getreue Knechte, unter diesen auch zufällig der dumme Dachspeter. Der stahl nun in einer stockfinstern Nacht dem Burgvoigt die Schlüssel zu den Pforten des unterirdischen Ganges, tappte sich zu den Feinden hinaus und führte den schwarzen Benno mit seiner raub- und mordlustigen Schaar heimlich in die Burg. Da fielen sie nun wie Teufel über die schlafenden Knechte her und hieben Alles nieder ohne Erbarmen. Nur die schöne Burgfrau und den Schloßvoigt ließ Benno leben, die Erstere, um sie mit Gewalt zur Liebe zu zwingen, den Letzteren, um ihn im Thurme langsam verhungern zu lassen. Als das Morgenroth heraufdämmerte, war die Burg ganz in der Gewalt des Feindes. Da sah man die trunkenen Söldner des schwarzen Benno auf den Zinnen jubeln und tanzen, und sich zur Abwechselung damit vergnügen, die Leichname der getödteten Knechte die Felswand hinunterzuschleudern.

Nun kamen gar böse Tage für die Gemahlin des Ritters von Klusenstein. Der schwarze Benno bestürmte sie bald mit Bitten, bald mit Drohungen, seine Hausfrau zu werden, bald drohte er auch, ihr die zarten Kindlein

zu schlachten, wenn sie nicht in sein Begehren willige. Sie aber blieb standhaft und ihrem Eberhard getreu. Und wenn der widerwärtige Liebhaber zu ihr sprach: „Seid mein, schöne Frau, und ich will Euch das Leben mit immer neuer Lust versüßen und will Euren Leib mit Sammt und Seide, mit Perlen und funkelndem Edelgestein schmücken und will Euch demüthig ergeben sein, wie ein Sklave, und will um Euch girren, wie der Täuber um seine Taube," dann erwiederte sie: „Ich kenne nur eine Lust auf Erden, und die ist, meinen lieben Eberhard wiederzusehen. Sammt und Seide, Gold und Edelgestein ziemen einer Unglücklichen nicht. Wollt Ihr mir aber gefällig sein und Euch mein Wohlgefallen erwerben, so laßt mich frei. Ich will mit meinen Kindlein zu Fuße nach dem heiligen Lande pilgern und meinen Gatten suchen, wo Gottes Sonne scheint. Die Eurige werde ich nimmer werden!" — Wenn sie nun so gesprochen, wurde der schwarze Benno mitunter sehr wild und ungeberdig, und that, als wolle er die schöne Trauernde augenblicklich in die andere Welt befördern. Aber dann flossen die Augen seiner schönen Gefangenen von heißen Thränen über und sie sah so kläglich drein, daß er nicht im Stande war, seine Drohung in Erfüllung zu bringen.

Während der Zeit nun, daß die Burg Klusenstein in ungerechte Hände gefallen war und die Besitzerin derselben so schweres Leid ertragen mußte, kehrte der Graf Eber-

hard in Pilgertracht nach seinem Vaterlande zurück. Er war lange Zeit in der Gefangenschaft der Heiden gewesen und hatte auch harte Zeit erdulden müssen, denn die Sarazenen plagten die gefangenen Christenritter Tag und Nacht, sie sollten ihren Glauben verläugnen und sich der Lehre des heidnischen Mohammed ergeben. Und sie zeigten, wie einst der böse Feind dem Erlöser, ihnen alle Schätze der Welt und versprachen, sie zu mächtigen Fürsten und Heerführern zu machen und Jedem einen großen Haufen der schönsten Weiber zu geben. Das reizte nun wohl Viele aus der Schaar der Christenhelden, daß sie abfielen von ihrem allein seligmachenden Glauben und sich so um irdische Herrlichkeit in ewige Verdammniß stürzten. Aber der Ritter von Klusenstein war ein anderer Mann, und wie seine edle Gemahlin ihrer ehelichen Pflicht, so blieb er seinem Gotte getreu. Mußte er auch zwei lange Jahre die drückendsten Fesseln tragen, er weigerte sich standhaft, den falschen Propheten der Heiden anzubeten. Dafür belohnte ihn Gott aber auch über die Maßen herrlich, so daß er am Ende wieder von seinen Kreuzbrüdern befreiet wurde und den Dank seines Fürsten aus eigenem Munde empfing, während daß die von ihrem Glauben abgefallenen Ritter, mit dem Fluche aller Redlichen belastet, unter den Sarazenen ihr Leben vertrauerten.

Nun hatte Graf Eberhard während seiner Gefangenschaft das Gelübde gethan, er wolle, wenn Gott ihm

wieder die Freiheit schenke, zu Fuße nach seiner Heimath pilgern. Kaum war er daher seiner Fesseln entledigt, so nahm er Abschied von seinen Kampfgefährten und machte sich auf den Weg. In Eilmärschen durchzog er das Morgen- und Abendland; denn ihn trieb die Sehnsucht nach seinem lieben Weibe und seinen Kindern, von denen das jüngste bei seiner Abreise in Deutschland eben erst das Licht der Welt erblickt hatte. Nach vielen Monden betrat er sein vielgeliebtes Vaterland wieder. O, welche Freude durchbebte da sein Herz; er hüpfte wie ein Kind und jauchzte aus voller Brust, dann warf er sich nieder und küßte den theuern Boden, der ihn geboren. — Eben ging die Sonne unter, als ihm die Burg seiner Väter wieder zu Gesicht kam. Da lag sie, vom Glanz der Abendröthe lieblich umwallt, seine stolze Veste. „Vielleicht steht deine Mathilde jetzt auf den Zinnen und blickt voll Sehnsucht in die Ferne und weint um den gewiß Todtgeglaubten heiße Thränen.“ So dachte er und malte sich den Augenblick mit den freundlichsten Farben aus, wo er in ihre Arme stürzen werde. Da ging plötzlich ein alter Bettler an ihm vorüber. Er grüßte und fragte ihn: „Seid Ihr hier in der Nähe der Veste Klusenstein zu Hause?“ Der Bettler bejahete es. „Nun, so könnt Ihr mir vielleicht sagen, ob die edle Frau von Klusenstein noch lebt und sich wohl befindet.“ — Da schüttelte der Bettler traurig den Kopf und sagte: „Sie lebt allerdings

noch; aber ich meine, er wäre ihr besser, sie ruhe tief unter der Erde bei den Todten, so unglücklich ist sie." — Der Graf wurde todesbleich und sagte bebend: „Wie meint Ihr das? Liegt sie vielleicht an einer unheilbaren Krankheit schwer darnieder?" — „Das nicht," versetzte der Alte, „es ist noch weit schlimmer. Ihr seid hier fremd und habt wohl nimmer von dem schwarzen Benno gehört?" — „Von dem argen Raubgesellen?" fragte der Graf. — „Wie, Ihr kennt ihn?" sagte der Bettler. — „Ich bitte Euch, Alter, laßt Euch das nicht kümmern," versetzte Eberhard dringend, „und erzählt weiter." — Und nun begann der Bettler, dem fremden Pilger geschwätzig das Unglück der edlen Burgfrau von Klusenstein zu berichten. Als das der Graf hörte, gerieth er außer sich vor gerechter Wuth und that einen hohen Schwur, er wolle den schwarzen Benno für die Schmach, so er seiner Gemahlin angethan, von den Zinnen der Burg Klusenstein in den Abgrund schleudern. Nun aber war das nicht so leicht; denn Benno hatte die Burg inne und einen großen Haufen Söldner, und der Graf war ganz allein, ohne einen Mann, und nur sein gutes Schwert hatte er aus dem Heidenlande mitgebracht. Die einzige Aussicht, die sich ihm eröffnete, war, daß der mächtige Graf von Altena ihn als Freund schätzte und liebte. Bei dem beschloß er Hülfe zu suchen. Dieser nahm ihn auf mit offenen Armen auf und stellte eine große Schaar Mannen

zu seiner Verfügung, um den schwarzen Benno zu bestrafen. Damit aber seiner lieben Hausfrau kein Leides widerfahre, denn er wußte, der Feind war zu jedem Verbrechen fähig, so beschloß er, sich mit List in die Burg zu stehlen und so zu erkunden, wie man dem tückischen Räuber am besten den Garaus machen könnte. Er verkleidete sich nun als Spielmann — sein langes Haar und Bart machten ihn im Gesichte unkenntlich — und klopfte an die Pforte der Burg Klusenstein und ließ dem Ritter sagen, er wäre des Saitenspieles gar sehr kundig und verstände vor Allem schöne Liebeslieder zu singen. Da ließ ihn Benno vor sich kommen und befahl ihm, er solle die trauernde Mathilde durch seinen Gesang erheitern. Und als sie nun kam, griff er in die Saiten und sang einige scherzhafte Weisen von Lust und Liebe, wie er sie im Morgenlande, im Lager der lustigen Kreuzbrüder, zuweilen gehört hatte. Mathilde, die ihren Gemahl im Anfange nicht erkannte, hörte nicht auf die lustigen Lieder des Pilgers. Dem schwarzen Benno aber gefielen sie so sehr, daß er gewaltig lustig wurde, sich einen Humpen Wein nach dem andern bringen ließ und so wacker zechte, daß er bald mit gläsernen Augen im Armstuhle lag und endlich gar einschlief. Da begann der Graf ein schönes, rührendes Lied zu singen von einem tapfern Kreuzritter, der aus dem Morgenlande nach seiner Heimath zurückkehrt und seine Burg und sein Weib in der Gewalt eines

tückischen Feindes findet. Als das die unglückliche Frau hörte, erhub sie langsam ihr Haupt und horchte mit gespanntem Ohre. Endlich stürzte sie auf den Zitterschläger zu und schrie laut: „Um aller Heiligen willen, Fremdling! wer hat Euch das Lied gelehrt?“ — „Mein eigenes Herz, theure Mathilde,“ flüsterte der Graf. Da gingen ihr die Augen auf und sie erkannte ihren Gatten wieder. Schon wollte sie die Arme jauchzend um seinen Hals schlingen, da erwachte plötzlich der schwarze Benno und ließ sich einen frischen Humpen bringen. Jetzt sang der Graf wieder ein Lied, das den Wein und das Raubritterleben pries. Dadurch gewann er die Gunst des Bösewichts ganz und gar, so daß er dem Sänger mit lallender Zunge zurief: „Seid ein prächtiger Kerl, Bruder Minnesänger, ganz mein Schlag. Kommt, wann Ihr wollt, zu mir, Küch' und Keller und auch mein Säckel soll Euch offen stehen.“

Das taugte ganz in des Grafen Plan. Von da an kam er mehrere Tage hintereinander in die Burg und machte durch seine Lieder den Bösewicht Benno immer sicherer. Nun ward es aber Zeit, den entscheidenden Schlag zu führen; denn Benno hatte einen Tag festgesetzt, der ihm die schöne Mathilde, wenn nicht mit Gutem, doch mit Gewalt in die Arme liefern sollte.

In einer rabenschwarzen Septembernacht zogen Graf Eberhards Mannen langsam gegen die Burg heran. Der

Graf hatte ihnen die genauesten Befehle ertheilt. Es war am Vorabend des Tages, wo Mathilde dem schwarzen Benno angetraut werden sollte. Graf Eberhard, der, wie schon gesagt, in hoher Gunst bei seinem Feinde stand, hatte diesen veranlaßt, heute ein tüchtiges Zechgelage zu veranstalten. Benno war heute besonders guter Laune, denn Mathilde hatte auf Anrathen ihres Gemahls sich zum ersten Male seinen Wünschen nachgiebig gezeigt. Darum hatte er seinen Weinkeller aufgethan und seinen Knechten vollauf zu trinken gegeben. Als Mitternacht herankam, da schnarchte der trunkene Benno, wie ein Bär. Einige Freunde und Trinkgenossen von ihm lagen, tapfer bezecht, unter dem Tische. Die Knechte, die in der großen Vorhalle gezecht, waren gleichfalls des süßen Weines übervoll. Nun war die Stunde der Vergeltung für den schwarzen Benno gekommen. Jetzt schlich der Graf sich aus dem Banketsaal fort und gab seinen Mannen das verabredete Zeichen. Diese klommen nun leise die Burg hinan. Der Graf überwältigte den halbtrunkenen Wächter, öffnete seinen Getreuen die Pforten und machte sich so, ohne einen Tropfen Blutes zu vergießen, wieder zum Herrn seiner Burg; denn nicht handelte er grausam, gleich dem schurkischen Benno, und ließ die schlafenden Knechte morden, obgleich sie wohl für ihre Unthaten zehnmal den Tod verdient hatten. Er war ja überfroh, seine theure Hausfrau und die süßen Kindlein wieder unversehrt

in die Arme zu schließen, wie hätte da sein edles Herz nach Blut lechzen sollen! Nachdem er sich mit seinen Lieben satt geherzt und geküßt, beschloß er, ein Wenig der Ruhe zu pflegen. Gefahr war nicht mehr zu fürchten; denn Benno und sein Gelichter lagen geknebelt und gebunden, von des Grafen Knechten bewacht, im großen Saale.

Am andern Morgen beim ersten Frühgraun sprang Eberhard vom Lager auf und beschloß, Gericht über den Räuber zu halten. Sein liebliches Weib und seine holden Kindlein lagen noch in süßem Schlummer. Er küßte sie zärtlich und sprach: „Schlaft fest, meine Lieben. Ihr sollt das Ende des Bösewichts nicht sehen. Dein Herz voll Erbarmen und Mitleiden, gute Mathilde, würde meinen Arm lähmen, die gerechte Strafe zu vollziehen. Ehe Ihr erwacht, muß mein Gelübde gelöset sein." Nun stieg er auf die Zinnen seiner Burg und befahl seinen Knechten, den schwarzen Benno herauf zu schleppen. Es geschah alsobald. Noch lag der Raubgeselle im Schlafe der Trunkenheit und wußte nicht, daß er gebunden und welch ein Schicksal ihm bevorstand. Graf Eberhard sah ihn mit rollenden Augen an. In seiner Brust kochte der Zorn empor; denn er erinnerte sich, wie der Bösewicht seine armen Knechte einst gemordet und seine treue Hausfrau so schwer bedrängt hatte. Schon streckte er den nervigen Arm aus, um den Schandgesellen zu packen und

ihn über die Ringmauer schlafend in den Abgrund zu schleudern. Da drängte sich ihm plötzlich der Gedanke auf: einen Schlafenden tödten, und wäre es der böse Feind selbst, ist eines deutschen Ritters nicht würdig. Er beschloß, anders zu handeln. Darum ergriff er Benno bei der Brust und schüttelte ihn gewaltig, so daß er aus dem Schlafe auffuhr und mit weit aufgerissenen Augen den Grafen verwundert anglotzte. „Kennst Du mich, nichtswürdiger Gesell!" schrie nun der Graf mit einer Donnerstimme und stieß ihn mit dem Fuße. Benno kam dadurch nun nach und nach zu sich, fühlte, daß seine Hände gefesselt waren und begann wie ein gebundener Stier zu toben und rief nach seinen Knechten. Da stieß ihn der Graf noch einmal und rief noch stärker, als zuvor: „Kennst Du mich, schwarzer Benno?" — Benno, obgleich nun ziemlich nüchtern geworden, erkannte den Grafen aber doch nicht und brummte zur Antwort: „Ihr seid ein Spuk oder der Teufel, denn nur der konnte mich in diese Lage bringen." — Da versetzte Graf Eberhard: „Nicht der Böse, sondern der Engel der Vergeltung ist's, der vor Dir steht. Ich bin Graf Eberhard von Klusenstein, dessen Burg Du durch Verrath eingenommen, dessen treue Knechte Du getödtet, dessen Hausfrau Du mißhandelt hast. Sieh, ich habe geschworen, Dich von den Zinnen meiner Burg in den Abgrund zu werfen, daß Dein verfluchter Leib eine Speise der Raben und Wölfe werde. Es hätte schon geschehen können; aber

ich bin kein feiger Bösewicht, wie Du, und wollte Dich nicht im Schlafe dem Verderben weihen." — Nun winkte er seinem Burgvoigt, den er vor wenig Stunden aus seinem Verließ befreit hatte, und befahl ihm, den schwarzen Benno loszubinden. Dann ließ er ihm ein Schwert reichen, spie ihm in's Antlitz und sagte: „Nun, Bösewicht, kämpfe um Dein Leben." Da faßte Benno die Wuth der Verzweiflung und er fiel den Grafen mit Ebersgrimm an. Dieser aber, ein geübter Fechter und besonnener Held, stieß ihm nach kurzem Kampfe das Schwert zwischen die Rippen; dann hob er ihn mit gewaltigen Armen empor und lösete sein Gelübde. An den Felsen gräßlich zerschellt, lag nach einigen Augenblicken Benno's Leichnam, ein zerschmetterter, formloser Fleischklumpen, tief unten im Thale.

Nun strafte der Graf die Söldner des schwarzen Benno; aber nicht am Leben. Jeder empfing eine Tracht derber Peitschenhiebe; dann wurden sie unter Spott und Hohn aus der Burg gejagt. Dem faulen Dachspeter, der einst den Verräther gespielt, wurde aber die schwerste Strafe. Der Graf verurtheilte ihn, für Zeitlebens Eselsdienste zu thun und jeden Tag einen großen, schweren Sack Mehl zur Burg hinauf zu schleppen. Den treuen Burgvoigt belohnte er reich und eben so die Knechte des Grafen von Altena. Von der Zeit an lebte er noch viele Jahre mit Weib und Kindern fröhlich und zufrieden.

Zum Schlusse seines Lebens aber, als seine Hausfrau längst heimgegangen und seine Kinder erwachsen waren, heftete er noch einmal das Kreuz auf seine Schultern und zog wieder nach dem heiligen Lande, um die Saracenen zu bekämpfen. Dort soll er mit zweien seiner Söhne den Heldentod gestorben sein.

Inhalt.



